Neue
Deutsche Zeitbilder.

Erste Abtheilung:

Anna Hammer.

Roman in drei Bänden.

Dritter Band.

Eisleben,
Verlag von F. Kuhnt.
1850.

Anna Hammer.

Ein Roman der Gegenwart

in drei Bänden.

Dritter Band.

Eisleben,

Verlag von F. Kuhnt.

1850.

IX.

Die Botschaft aus dem Leben.

Der Monarch war gestorben. Hatte das natürliche Ziel des Alters sein Dasein geschlossen oder hatten die Schläge des Schicksals ihn früher zur Gruft gereift? Wol zählte er eine lange Reihe von Jahren und längst war sein Haar gebleicht, sein Auge glanzlos, sein Rücken gekrümmt gewesen, als sie den Leichnam auf das Paradebett, von da auf den hohen Katafalk und von da in das tiefe Grabgewölbe trugen. Wol aber auch hatte er unter den Jahren, die er verlebt, mehr des Leidens und des Grames, als der Freude und des Glückes zu tragen gehabt. Das Geschick der fremdherrischen Unterdrückung war ihm mit den anderen deutschen Fürsten gemein geworden. Es war ihm nur ein härteres und schwereres als manchem der Anderen gewesen, weil eine Stimme in seinem In-

nern ihm sagte, es sei ein verschuldetes, die Unterdrückung eines Fürsten durch einen fremden Herrscher sei stets nur die Folge der Unterdrückung der Freiheit des Volkes durch den eigenen Herrscher, und ein Fürst, der sich auf sein freies Volk stütze, könne, so wie er nicht über Sklaven herrsche, so auch niemals der Sklave eines Anderen werden. Die innere Stimme hatte ihm das während der Periode der fremdherrischen Unterdrückung zugerufen; und rief es ihm zu, nachdem die deutschen Völker das fremde Joch abgeschüttelt hatten. Sie konnte nur leider nicht bis an seinen Willen dringen, denn war auch sein Verstand klar und sein Herz gut, so war doch sein Wille schwach und er stand fortwährend unter der Herrschaft einer Umgebung, die ihn zu leiten und zu mißbrauchen wußte; die innere Stimme aber konnte dadurch nicht zum Schweigen gebracht werden und ihr Ruf vertrieb die Freude aus seinem Herzen. Leiden in seiner Familie ließen seinem Herzen nur noch den Gram. Es waren schwere Leiden und der Gram war ein bitterer. Die Leiden waren um so schwerer, da er kein vertrautes Verwandten- oder Freundesherz hatte, dem er sie klagen konnte, die Bitterkeit des Grams desto fressender.

Unglücklich der Fürst, dem ein freies Volk und ein Freund fehlt! Und der Freund wird ihm fehlen,

wenn ihm das freie Volk fehlt; das freie Volk wird ihm aber fehlen, wenn er keinen Freund hat. —

Der Erbprinz hatte nach dem Tode des Großvaters die Regierung angetreten.

Die Erbprinzen gleichen selten den Vätern, noch seltener den Großvätern. Dem Beispiele der Väter pflegen sie nicht zu folgen; dem der Großväter treten sie entgegen. Freilich gilt dies nur von dem Aeußerlichen des Regiments! Der innere Geist eines absoluten Regiments ist überall derselbe. Wehe der Verblendung des Geistes!

Wie sollte es auch anders sein mit dem Regimente der Fürsten, die ihr Land und ihr Volk für ihr Eigenthum halten, als mit dem Schalten des Menschen in seinem Eigenthume überhaupt? Der Sohn behandelt das Seinige stets anders als der Vater und der Enkel wieder anders als der Großvater. —

Nachdem der neue Regent seinem Volke erklärt hatte, daß es sein Ruhm sein werde, in die Fußstapfen seines in Gott ruhenden Großvaters zu treten, entließ er die Räthe und Vertrauten des Großvaters und rief die Männer zurück, die dieser aus der Nähe des Enkels verbannen zu müssen geglaubt hatte und machte die zu seinen Räthen und Ver-

trauten, die der Großvater nicht in seinen Rath gezogen hatte.

Das neue Regiment war bald fertig. Das Land erstaunte, wartete, fürchtete, hoffte, trauerte, aber es schwieg; in dem Lande war die Censur. —

Die gesetzlichen Tage der ersten, strengen, öffentlichen Trauer waren vorüber! Ein Tag der allgemeinen Freude war angesetzt.

Die Huldigung wurde von landesherrlichen Commissarien in den Hauptorten des Landes entgegengenommen. Die Vorstände der Behörden waren zu dem Zwecke dahin zusammenberufen.

Auch der Militair- und Civil-Vorstand der Festung, der Commandant und der Director waren hinbeschieden. Weil es bei solcher Gelegenheit Mancherlei zu sehen und zu hören gab, hatte Mamsell Blausteinin, die Haushälterin des Commandanten, es sich nicht nehmen lassen, auf der Begleitung ihres Herrn zu bestehen, damit für seine Bedürfnisse und seine Bequemlichkeit gehörig gesorgt werde.

Der Tag der Huldigung war da und der Wagen des Commandanten, der die drei zur Stadt fahren sollte, stand angespannt auf dem Hofe. Der Direktor war zur Abreise fertig! Die Haushälterin war mit ihrem Anzuge in Ordnung und packte Lebens- und Bequemlichkeitsmittel in den Wagen. Nur

der Commandant ließ noch auf sich warten, wie gewöhnlich, denn ein alter Soldat pflegt entweder sehr rasch und pünktlich oder sehr langweilig und unordentlich zu sein. Der Commandant gehörte manchmal zu der letzteren Sorte. Er hatte noch allerlei Befehle und Anweisungen zu ertheilen, in solcher Menge, daß, wie der zum Nachsehen hingeschickte und mit dieser Meldung zurückkehrende Bediente des Direktors versicherte, in der ersten halben Stunde an das Ende und die Abreise nicht zu denken sei.

Der Direktor ging daher ruhig seinen Geschäften nach.

Gefängnisse und Strafanstalten bieten vor allen andren Anstalten den meisten Stoff für die Beobachtung und das Studium des Menschen dar. Jeder Stand, jeder Beruf, der für die Zwecke der Menschheit mitzuwirken hat, sollte dort an dem Material für seine Wirksamkeit sammeln.

Reich an Thatsachen zur Erkenntniß des menschlichen Herzens war die Stube des Direktors der Strafanstalt. Er hatte sich zur Aufgabe gemacht, jeden Gefangenen, der eingeliefert wurde, sich zuerst vorführen zu lassen, so wie persönlich bei jeder Unterredung gegenwärtig zu sein, die er einem Gefangenen mit den ihn besuchenden Verwandten oder

Freunden gestattete. Er kannte genau jeden Sträfling und dessen Geschichte. —

Ein eben eingebrachter Gefangener wurde angekündigt, als der Bediente den Abreiseaufenthalt meldete. Der Direktor ließ den Eingebrachten vorkommen, einen jungen Mann von nicht unangenehmer Bildung, dem Anscheine nach von guter Herkunft! Er sah leidend und gedrückt aus.

Woher kommen Sie? fragte ihn der Direktor in einem wohlwollenden Tone.

Aus dem Gefängnisse der Residenz.

Was ist Ihr Verbrechen?

Ich soll einen Diebstahl begangen haben.

Sie sollen? Junger Mann, hier werden nur verurtheilte, mithin überführte Verbrecher zur Verbüßung ihrer Strafe eingesperrt, bei denen von dem bloßen Anschuldigen eines Verbrechens nicht mehr die Rede sein kann.

Ich versichere Sie, Herr Direktor, ich bin unschuldig.

Ich höre das Wort täglich von den verstocktesten Verbrechern, von den reumüthigen und besseren dagegen nie. Sie werden begreifen, daß mich das nicht für denjenigen einnimmt, der mir damit entgegenkommt.

Ich muß bei meiner Versicherung bleiben! Ich bin noch nicht verurtheilt —

Noch nicht verurtheilt? Wie wäre denn das?

Der Direktor erbrach die Schreiben, die den Eingelieferten begleiteten. Er sah zuerst flüchtig hinein, dann mit mehr Aufmerksamkeit, dann mit immer steigendem Interesse. Er sah von den Papieren auf den Gefangenen, von dem Gefangenen in die Papiere und wurde sehr nachdenkend.

Der Gefangene folgte mit Aengstlichkeit jeder seiner Bewegungen.

Sie werden sich überzeugt haben, Herr Direktor, daß ich noch nicht verurtheilt, also auch noch nicht überführt bin.

Ihr Fall ist allerdings eigenthümlich. Sie sollen laut besonderen Befehls hier bis auf Weiteres bleiben, allein aus dem Umstande, daß noch kein Urtheil gegen Sie ergangen ist, folgt Ihre Unschuld nicht.

O, mein Herr, ich sollte im Gegentheile meinen, so lange Jemand noch nicht verurtheilt worden ist, muß man seine Unschuld annehmen.

Wol nicht immer! Es sprechen gegen Sie sehr erhebliche Verdachtsgründe.

Wollen Sie die unschuldigsten Zufälligkeiten und dabei maßlose Verleumdungen irgend eines geheimen

Feindes Verdachtsgründe nennen? Erwägen Sie dagegen nur den einen einzigen Umstand: Würde ich, wenn ich die Juwelen der Prinzessin gestohlen hätte, einen Schmuck von so ungeheurem Werthe, der mir in der weitesten Ferne eine beinahe fürstliche und durchaus ruhige Existenz sicherte, würde ich wol als ruhig fortarbeitender Künstler in der Residenz geblieben sein, ohne die Früchte meines Verbrechens genießen zu können, jeden Augenblick der Gefahr der Entdeckung ausgesetzt?

Man findet häufig, namentlich bei sehr schweren Verbrechen, eine unbegreifliche Verblendung und Sorglosigkeit! Gestehen Sie dagegen die Schwere der gegen Sie vorliegenden Verdachtsgründe ein; Sie sind Juwelier, Sie haben an dem gestohlenen Schmucke früher eine Reparatur vorgenommen; Sie waren zu dem Ende selbst in dem Cabinete der Fürstin gewesen; man hat Sie am frühen Morgen des Diebstahls in der Nähe des Parks gesehen. Sie haben seit dem Diebstahle mehr Ausgaben gemacht als bisher.

Haben Sie auch meine Vertheidigungsgründe gelesen?

Sie erklären freilich das Alles natürlich genug.

Warum wollen Sie nur das Gewicht der Thatsachen von Einer Seite anerkennen?

Wir können nicht darüber streiten! Meine Absicht war, Sie näher kennen zu lernen, um für Ihre Besserung nach meinen Kräften wirken zu können.

Er rief einen Aufseher herbei, den Gefangenen abzuführen.

Der Gefangne, wies er den Aufseher an, ist zur ganz besonderen Vorsicht empfohlen. Er wird einsam gesetzt und darf mit Niemanden sprechen, hören Sie, mit Niemanden.

Zu Befehl.

Der Gefangene wurde abgeführt. Wer den Blick gesehen hätte, den er zum Himmel richtete, als er seinem verzweiflungsvollen Schicksale entgegengehen mußte, der hätte für seine Unschuld geschworen. —

Ein Vater wurde gemeldet, der seinen verhafteten Sohn zu besuchen wünsche. Der Direktor befahl, den Sohn vorzuführen und demnächst den Vater hereinzulassen.

Der Sträfling wurde herein geführt, ein derber Bursch von rohem Aeußeren.

Dein Vater will Dich sprechen.

Meinetwegen.

Hast Du kein besseres Gefühl beim ersten Wiedersehen Deines alten, durch Dich unglücklich gewordenen Vaters?

Der Mensch schwieg, gleichgiltig vor sich hinsehend.

Der Vater trat ein, ein Landmann mit weißen Haaren nnd still bekümmertem Gesicht. Er reichte dem Sohne die Hand, indem er ihn zuerst mit halbabgewandtem Gesichte, dann mit dem vollen, festen Blicke des väterlichen Ernstes, aber auch der väterlichen Liebe ansah.

Der Gefangene blickte nur in dem ersten Augenblicke des Eintretens des alten Mannes zur Erde, dann sah er mit frechem Auge den alten Mann an. Eine Weile standen sich die Beiden stumm gegenüber; der Vater schien eine Anrede des Sohnes zu erwarten; dieser schien trotzig nicht sprechen zu wollen.

Mein Sohn, hob der Vater zuletzt mit kummervoller Stimme an, welche Schande machst Du mir und Deinen Geschwistern und welches Unglück Dir!

Der Sträfling warf frech den Kopf zurück.

Mein Sohn ein Dieb! Ich habe mich mein langes Leben lang redlich genährt. Alle Deine Brüder sind brav geworden, Deine Schwestern haben brave Männer geheirathet. Du allein, der jüngste, den ich lieb hatte vor den anderen, mußt auf solche Abwege gerathen und uns diese Schande machen!

Vater, wenn Ihr nur gekommen seid, um mir Vorwürfe zu machen, so hättet Ihr zu Hause bleiben können.

In Dein Gewissen wollte ich reden, mein Kind!

Das thut der Prediger hier.

Der Prediger hat nicht die Liebe des Vaters zu seinem verlorenen Kinde.

Wenn ich Euch verloren bin, so hättet Ihr mich sollen liegen lassen, wo ich lag.

Der Direktor trat zwischen sie.

Alter Mann, sagte er, brecht ein Gespräch ab, das Euch nur ins Herz schneiden kann, verzaget aber nicht; kommt in vier Wochen wieder, vertraut unterdeß auf Gott und Zeit! — Und Du, junger Mensch, gehe in Dich und habe in den vier Wochen Tag und Nacht das Bild Deines alten Vaters vor Augen.

Er entließ die Beiden.

Wiederum zwei Bauersleute wurden gemeldet, Mann und Frau, die ihre gefangene Tochter besuchen wollten. Das Mädchen befand sich schon seit beinahe einem Jahre in der Anstalt. Sie hatte seitdem ihre Eltern nicht gesehen, eins jener unglücklichen Opfer früherer Verführung und verspäteter Barbarei der Gesetze.

Der Direktor ließ die Eltern eintreten. Es waren ein paar alte Leute in einfacher, reinlicher Bauernkleidung. Der Mann hatte ein festes Gesicht; doch lag unruhige Erwartung darin. Die Frau

hatte die Augen voll Thränen, die Blicke Beider waren unverwandt nach der Thür gerichtet, durch welche die Tochter treten mußte.

Die Thür that sich auf. In der grauen Kleidung der Anstalt trat ein junges Mädchen herein; die grobe Kleidung konnte die fast zarte Figur nicht verbergen; der nagende Kummer und die ungesunde Kerkerluft hatten den sanften Glanz des Auges nicht tödten, die reine, durchsichtige Haut des feinen Gesichtes nicht zerstören können.

Sie hatte nicht gewußt und nicht geahnt, daß sie ihre Eltern sehen solle. Bei ihrem Anblicke blieb sie erschrocken auf der Schwelle der Thür stehen. Dann bedeckte sie plötzlich ihr Gesicht mit beiden Händen, drehte sich um und wollte zurückstürzen, zurück, als sei sie nicht würdig, das Antlitz des Vaters und der Mutter zu schauen oder als sei es ihr unmöglich, ihren Anblick zu ertragen.

Die Mutter eilte auf sie zu! Sie fing sie auf in ihren Armen und drückte sie an das Mutterherz. Das Mädchen schlang die Arme um die Mutter. Beide hatten keine Worte. Der alte Mann sah gen Himmel.

Mutter, Mutter, o meine arme Mutter! schluchzte das Mädchen endlich.

Sie riß sich von der Mutter los, trat zu dem Vater und gab ihm die Hand.

Er nahm sie und drückte sie und sah in ihr Auge. Seine Züge erweichten sich.

Vater, Mutter! rief das Mädchen, könnt Ihr mir verzeihen, daß ich Euch die Schande und den Kummer gemacht habe in Euren alten Tagen?

Mein Kind, sagte die Frau, wir sind nicht gekommen, um Dir Vorwürfe zu machen. Du hast gefehlt, aber so Du Reue empfindest, wird der Herr Dir verzeihen, und wie sollten es Deine Eltern nicht!

Herr Direktor, trat Mamsell Blausteinin ein, zur Huldigung bunt aufgeputzt, wie vielleicht noch nie in ihrem Leben, denn die Freude des Putzes zu ihrer Hochzeit war ihr nicht zu Theil geworden, Herr Direktor, der Herr Obristwachtmeister ist jetzt fertig.

Meine lieben Leute, sagte der Direktor zu den Eltern der Gefangenen, Eure Tochter führt sich so brav, daß ich hoffentlich, noch ehe das Jahr zu Ende geht, mich für ihre Begnadigung werde verwenden können.

Er trug einem Aufseher auf, das Mädchen noch eine Stunde lang mit ihren Eltern sich ungestört unterhalten zu lassen, und entfernte sich mit Mamsell Blausteinin.

Der Commandant saß schon im Wagen; aus demselben heraus ertheilte er dem ältesten Offiziere, der am Schlage stand, noch Befehle. Desgleichen geschah, während der Direktor einstieg, von Seite der Haushälterin an Anna Hammer, ihre Gehülfin in der Wirthschaft. Darauf schob die Dame selbst ihre Person in den Wagen, und dieser rollte davon. Das Thor der Festung verschloß sich hinter ihm. —

Anna Hammer war vom Geigenfritz als seine Enkelin in die Festung gebracht worden. Die Haushälterin hatte bei dieser Gelegenheit zwei Flaschen des besseren Weines aus dem Keller des Commandanten herauf geholt und den Unteroffizier Lange, ihren Freund, mit dazu eingeladen. Die beiden alten Soldaten hatten zusammen viel von alten Zeiten und Kriegsabenteuern, die Haushälterin mit Geigenfritz daneben viel von der Kunst des Festmachens gesprochen. Der Geigenfritz hatte viele Geheimnisse heut ausgeplaudert und kein einziges dafür eintauschen können. Er verabschiedete sich, indem er sich selbst besseren Zeiten und Anna Hammer der Freundlichkeit ihrer neuen Gönner empfahl.

Anna Hammer hatte durch ihr munteres und muthiges, flinkes und geschicktes, dienstfertiges und treues Wesen sich bald die Zuneigung sowol der Haushälterin als des Unteroffiziers Lange erworben.

Die Haushälterin und dieser Unteroffizier schienen so ziemlich unzertrennlich zu sein. War sie nicht bei oder für den Commandanten beschäftigt und war er nicht im Dienste, so konnte man sicher darauf rechnen, ihn in ihrer Gesellschaft zu finden, aus seinem Stummel rauchend und vor sich hinblickend. Er sprach nicht viel, auch sie war nicht immer gesprächig. Es schien nur Bedürfniß für Beide zu sein, ihre Gesellschaft zu theilen. Früher hatte er ihr kleine Handreichungen geleistet und sie hatte dagegen wieder Manches für ihn besorgt. Sowol jenes wie dieses that jetzt Anna, für ihn wie für sie.

Ihm verrichtete sie außerdem bald noch einen sehr wesentlichen Dienst.

Die Festung diente zu einer zwiefachen Gefangnenanstalt. Zunächst und ihrer eigentlichen Bestimmung nach war sie für Verbrecher aus dem Civilstande eingerichtet. Diese und die dafür bestimmten Gebäude standen unter der unmittelbaren Aufsicht des Direktors der Anstalt und der ihm untergebenen Beamten. Daneben nahm sie ausnahmsweise Staatsgefangene auf, die ausschließlich der militairischen Aufsicht, also unmittelbar der des Commandanten, er als der höchste Beamte der Festung den Befehl über das Ganze führte, unterworfen waren. Die Gebäude, in denen diese Staatsgefangenen aufbe-

wahrt wurden, lagen auch äußerlich von den übrigen getrennt und hatten besondere Zugänge. Sie standen in Verbindung mit der Wohnung des Commandanten. Zu ihnen gehörte der niedrige, runde Thurm. Getrennt von den Gebäuden der beiden Anstalten war die Caserne der Militairbesatzung. In denjenigen Theil der Festung, in welchem die Wohnung des Commandanten und die „Staatsgefängnisse" lagen, war ohne Genehmigung des Commandanten, oder bei seiner Abwesenheit, seines Stellvertreters, Niemanden der Eingang gestattet. Es wohnten in demselben nur der Commandant mit seinem Hauspersonale und seinem Bureau, ferner sein Adjutant und die Unteroffiziere Lange und Lewald, welche als Gefangnenwärter für die Staatsgefangenen fungirten. Er hatte seine eigene Wache, die täglich aufzog.

Der Unteroffizier Lewald schien weder mit seinem Cameraden Lange, noch mit der Mamsell Blausteinin besonders befreundet zu sein. Er hielt sich meist in der Wachtstube auf.

Die beiden Unteroffiziere hatten den Aufsichtsdienst in dem runden Thurme. Ob Lewald noch außerdem einen Dienst hatte, konnte Anna Hammer nicht ermitteln. Lange wenigstens hatte keine andere Beschäftigung weiter. Der Thurm war von

innen in zwei Hälften getheilt, in eine südliche und nördliche. Jede Hälfte hatte ihren besonderen Eingang und inwendig ihre besonderen Etagen und Treppen. Ob sie von innen durch Thüren mit einander in Verbindung standen, hatte Anna Hammer nicht erfahren können. Der Dienst im Thurme war zwischen den beiden Unteroffizieren in der Art getheilt, daß der Eine ihn in der nördlichen und der Andere in der südlichen Hälfte besorgte.

Der Unteroffizier Lange zählte viele Jahre des Alters und des Dienstes. Beide hatten seine Knochen etwas mürbe und seine Glieder steif gemacht. Jede Erleichterung in seinem Dienste war ihm daher doppelt willkommen. Besonders schwer wurde ihm das Ersteigen von Treppen, zumal wenn er zugleich etwas zu tragen hatte. Nun mußte er aber täglich zweimal, das eine Mal Brod und Wasser, das andere Mal Mittagessen, einem Gefangnen im Thurme, dem Rittmeister von Horberg, zwei steile Treppen hoch hinauftragen. Er klagte sehr über diese Beschwerniß in Gegenwart Annas.

Als er nach zweimaliger Klage zum dritten Male den beschwerlichen Weg antreten wollte, stand die freundliche und dienstfertige Anna Hammer schon mit dem Brote und dem Wasserkruge auf ihn wartend da.

Was soll das, mein Kind? fragte er mit seinem gewöhnlichen Ernste.

Das Tragen wird Ihnen so sauer, lieber Herr Lange, ich wollte Ihnen helfen.

Hoho, mein Schäfchen, so geht das nicht. In den Thurm darf Niemand, als auf Befehl des Herrn Commandanten. Hast Du einen solchen aufzuweisen?

Aber, lieber Herr Lange, ich gehe ja nur mit Ihnen.

Gleichviel! Du darfst nicht, gib her.

Aber, lieber Herr Lange, der Herr Commandant würde gewiß gegen meine Person nichts zu erinnern haben. Hat er doch der Mamsell Blausteinin erlaubt, mich in sein Haus zu nehmen.

Gleichviel, ich darf nicht, es darf kein Anderer in den Thurm.

Aber, lieber Herr Lange, wenn nun die Mamsell Blausteinin selbst Ihnen einmal wollte tragen helfen?

Er stutzte und dachte nach, mochte jedoch nicht mit sich ins Klare kommen können. Das wäre etwas Anderes, sagte er.

Die Kleine gab indeß nicht nach. Aber, lieber Herr Lange, wiederholte sie mit einem fast trotzigen Eigensinn, der allein ihn beinahe wankend machte, der Mamsell Blausteinin hat der Commandant

auch nicht erlaubt, mit Ihnen in den Thurm zu gehen, und wenn Sie die mitnehmen, so können Sie mich auch nicht zurückweisen.

Ueberzeugte ihn diese Logik oder der Wunsch, in den schweren Ersteigungen der Treppen erleichtert zu werden, genug er gab mit vielem Knurren und Brummen nach. Das Mädchen durfte ihn begleiten und begleitete ihn von da an täglich.

Auf seinen Wegen zu dem zweiten Gefangenen, dem Doctor Vorhöff, der unten im Thurme saß, durfte sie aber nicht mit ihm gehen. Er war hierin so unerbittlich strenge, daß es schien, er wolle dadurch die Vorwürfe beschwichtigen, die ihm sein Gewissen über seine Nachgiebigkeit hinsichtlich des ersten Gefangenen machte.

Der Geigenfritz hatte Anna, als er sie in die Festung brachte, mit dem Zwecke ihres Aufenthalts in derselben bekannt gemacht und mit Anweisungen ausführlich versehen. Sie sollte sich möglichst genaue Nachrichten zu verschaffen suchen, ob und wo der Graf Arnstein, der Rittmeister Horberg und ihr Schwager Vorhöff, nicht minder die Prinzessin Amalie, Gemahlin des Grafen Eduard von Arnstein, gefangen gehalten würden. Sie sollte versuchen, zu denselben zu gelangen, und mit ihnen über Pläne zu ihrer Befreiung verhandeln. Ihre Schwester hatte

ihr einen Brief an Vorhöff, Schrader einen an Horberg mitgegeben. Zweimal seit ihrer Anwesenheit in der Festung hatte Geigenfritz sie besucht, jedesmal hatte er ihr dabei ein neues Schreiben Schraders an Horberg mitgebracht.

Sie hatte bis jetzt weder eins der Schreiben abgeben, noch einen der Gefangenen sprechen können. Nicht einmal der Name einer der Gefangenen war genannt worden, denn es gab dort nur Nummern, keine Namen. So war es im Dienste, so war es in der Privatunterhaltung. Fragen durfte Anna nicht, wenn sie sich nicht verdächtig machen wollte.

Der heutige Tag, der Tag der Huldigung, sollte Vieles, sehr Vieles entscheiden. Der Commandant war fort, und die Haushälterin mit ihm. Der Unteroffizier Lange war krank, und hütete schon seit drei Tagen das Bett. Der Unteroffizier Lewald versah für ihn den Dienst, den Anna noch nicht in den Thurm begleitet hatte.

Heute sollte sie ihrer Aufgabe näher treten, vielleicht gar schon zum größten Theile sie lösen. Sie sollte heute viel wagen, aber auch, wenn sie gewann, viel gewinnen.

Sie hatte bisher nur Einen Gefangenen, nur Eine Gefängnißzelle gesehen. Wer der Gefangene war, wußte sie nicht, sie schloß, oder vielmehr ver-

muthete es nur. Ihr Schwager war es nicht, der alte Graf Arnstein konnte es nicht sein, denn sie hatte einen Mann in dem rüstigen Mannesalter gesehen. Es konnte also nur der Rittmeister von Horberg sein, da man ihr von einem vierten Gefangenen nichts gesagt hatte. Freilich, wer stand ihr dafür ein, daß nicht doch noch andere Gefangene, von denen sie nichts wußte, in den weitläufigen, dunklen Gebäuden weilten? Wer stand überhaupt dafür ein, daß die wenigen und dürftigen Nachrichten, die der Geigenfritz auf dem Jahrmarkte eingezogen und ihr mitgetheilt hatte, gerade auf die gesuchten Personen sich bezogen? Wie oft täuscht nicht das Hoffen und Wünschen!

Daß in demselben Thurme, in welchem der vermeintliche Rittmeister gefangen gehalten wurde, und zwar unten, noch ein zweiter Gefangener saß, wußte sie aus dem Umstande, daß der Unteroffizier Lange die Aufsicht über denselben führte. Nach Geigenfritzens Vermuthung war es ihr Schwager. Weiter wußte sie aber nichts darüber. Sie kannte nicht einmal die Lage der Zelle, denn niemals hatte der Unteroffizier sie mitgenommen, wenn er zu diesem Gefangenen ging, und ohne den Unteroffizier den Thurm zu betreten, hatte sie bis jetzt nicht gewagt.

Daß in dem nämlichen Thurm, und zwar in der

anderen Abtheilung desselben, noch ein dritter Verhafteter sich befinde, der unter der Aufsicht des Unteroffiziers Lewald stehe, ging theils aus den von Geigenfritz ihr mitgetheilten Nachrichten hervor, und war ihr zum Theil durch die Reden Langes und der Haushälterin bestätigt worden. Etwas Weiteres hatte sie durchaus nicht darüber erfahren können.

Das war Alles, was sie wußte.

Von der Prinzessin hatte sie nicht die geringste Spur zu entdecken vermocht. Genau hatte sie alle Schritte der Haushälterin beobachtet, aber niemals hatte diese ihre Schritte in ein anderes Gebäude gesetzt als in das Commandanturgebäude, in dem sie wohnten. In diesem hatte sie sich zwar täglich in die oberen Räume begeben, wohin Anna ihr nicht folgen konnte, aber dort waren die Wohnzimmer des Commandanten, und nichts zeigte an, daß die allerdings weitläufigen Zimmer des oberen Stockes noch sonst Jemanden zu einem freiwilligen oder unfreiwilligen Aufenthalte dienten.

Es war acht Uhr Morgens, als der Wagen des Commandanten abgefahren war. Wasser und Brot war den Gefangenen schon gebracht und bis zwölf Uhr Mittags, wo ihnen das Mittagsessen gereicht wurde, bekümmerte sich Niemand weiter um sie, wenn nicht etwas Besonderes vorfiel. Vier volle Stunden hatte

sie also Zeit zur Ausführung ihres Vorhabens, hatte aber auch noch manche Schwierigkeit zu überwinden.

Mit ihrem angebornen frohen Muthe machte sie sich an das Werk.

Ihr Plan war, zuerst ihren Schwager aufzusuchen. Zog doch schon die Verwandtenliebe sie zunächst zu ihm hin! Von ihm wollte sie zu Horberg. Demnächst wollte sie versuchen, den Grafen zu ermitteln. Vielleicht konnten jene Beiden ihr einige Auskunft über ihn ertheilen. Sie wollte ihre Aufgabe nicht halb ausführen, also nicht blos erzählen und fragen, sondern namentlich auch die ihr eingehändigten Briefe übergeben. War es doch nur zu natürlich, daß die Gefangnen sich nach nichts mehr sehnen mußten als nach Mittheilungen und Liebeszeichen von den Ihrigen. Ueberdieß, konnten nicht die Briefe zum Theil wichtige Nachrichten enthalten, die man ihr mündlich nicht hatte anvertrauen wollen? Nun hatte sie aber bei ihrer Begleitung des Unteroffiziers Lange durch die genauste und sorgfältigste Beobachtung sich überzeugt, daß die Thür und die Klappe, die zu Horbergs Zelle führten, so fest und dicht verschlossen waren, daß es auch nicht möglich gewesen wäre, nur eine Stecknadel hindurchzubringen. Daß die Oeffnungen der Zelle ihres Schwa-

gers von derselben Beschaffenheit sein würden, mußte sie voraussetzen. Sie mußte also auf ein andres Mittel zur Beförderung der Briefe sinnen. Es stellte sich ihr nur Eins als möglich dar, freilich ein sehr bedenkliches, gefährliches, aber all ihr Nachsinnen zeigte ihr kein andres und es mußte kühn ergriffen werden. Sie mußte sich in den Besitz der Schlüssel zu den Thüren oder zu der Klappe der Zellen zu setzen suchen.

Der Unteroffizier Lange hatte die sämmtlichen Schlüssel zu den seiner Aufsicht anvertrauten Zellen an einem großen, eisernen Ringe vereinigt. Er trug sie stets wie ein Heiligthum bei sich. Des Nachts lagen sie vor seinem Bette, so daß der erste, fast bewußtlose Griff seiner Hand nach ihnen gerichtet sein mußte. Obwol während seiner Krankheit sein Camerad Lewald den Dienst für ihn versah, vertraute er diesem die Schlüssel doch nicht weiter an, als es durchaus nothwendig war. Lewald mußte sie jedes Mal, wenn er sie gebrauchte, selbst abholen und wenn er sie gebraucht hatte, wieder auf ihren Platz vor dem Bette legen.

Auf welche Weise sollte sie nun sich ihrer bemächtigen, ohne die Aufmerksamkeit oder den Verdacht des kranken Soldaten zu erregen? Die Aufgabe war in der That nicht leicht zu lösen. Anna Hammer

konnte keinen bestimmten Plan dafür entwerfen und mußte sich auf ihr gutes Glück verlassen. Ein augenblicklich unbemerktes Wegnehmen wäre wol möglich gewesen, aber eben so wahrscheinlich, ja gewiß war es, daß der Unteroffizier, wenn sie fort war, jeden Augenblick nach den Schlüsseln sich umsehen und sie vermissen werde. Vermißte er sie aber, so war alles verloren.

Anna Hammer vertraute auf ihr gutes Glück. Sie machte sich das Herz leicht, das ihr etwas schwer zu werden drohte, schloß die Stube der Haushälterin ab und begab sich in die Kammer des Unteroffiziers Lange. Der kranke Soldat lag in Fieberhitze auf seinem Bette. Sein Gesicht glühte, seine Augen glänzten krankhaft von dem Feuer des Fiebers, aber ihre Sehkraft hatten sie nicht verloren und wenn er sich auf seinem Lager herumwarf, fielen sie jedes Mal zu allererst auf die verhängnißvollen Schlüssel, die breit an dem schweren Ringe auf dem Stuhle dicht vor seinem Bette lagen.

Sind sie fort? fragte er das eintretende Mädchen.

Vor wenigen Minuten ist der Wagen zum Thore hinausgefahren. Wünschen Sie etwas, Herr Lange?

Mir ist sehr heiß. Reiche mir das Wasser.

Sie reichte ihm das Brotwasser, das auf einem Tische stand. Er trank und gab es ihr zurück.

Setze Dich dorthin.

Sie mußte sich zu dem Fußende des Bettes setzen. Einen Schritt weit von ihr, auf dem Stuhle am Kopfende, lagen die Schlüssel. Sie brauchte nur die Hand auszustrecken und sie war in ihrem Besitze, aber auch er brauchte nur mit der Hand aus dem Bette zu reichen oder die Richtung des Auges zu verändern, so bemerkte er den Verlust. Vergebens und immer vergebens strengte sie ihr Köpfchen an. Eine Minute verging nach der andern; es wurde ihr fast ängstlich. Wenn er stürbe, der alte Mann, kam ihr plötzlich ein Gedanke, dann wäre alle Schwierigkeit gehoben aber es wurde ihr unheimlich bei dem Gedanken und sie schauderte in der Todtenstille, die sie umgab.

Der Arzt der Anstalt trat ein, den Kranken zu besuchen. Er fand den Zustand verschlimmert, das Fieber weit heftiger, als am Tage vorher. Er schüttelte den Kopf.

Was ist hier vorgefallen? fragte er.

Anna versicherte ihn, daß der Kranke sich ruhig und strenge nach den ärztlichen Vorschriften gerichtet habe, daß auch nichts Besondres passirt sei. Der Kranke selbst stimmte bei.

Allein der Arzt kannte seine Leute. Ich weiß es schon, sagte er. Mamsell Blausteinin wird vor ih-

rer Abreise Sie so mit Besorgnissen und Anweisungen heimgesucht haben, daß die Folgen jetzt allerdings sehr deutlich vor uns stehen.

Man konnte nicht ganz leugnen.

Ihr Zustand ist gefährlich, lieber Lange, fuhr der Arzt fort. Der begangene Fehler muß wieder gut gemacht werden. Ich muß Ihnen die unbedingteste Ruhe anempfehlen. Heute sprechen Sie Niemanden mehr. Sie, Kleine, mache ich dafür verantwortlich, daß kein Mensch zu dem Kranken gelassen wird, daß Niemand heute mehr ein Wort mit ihm spricht. Ich werde nach Mittag wieder kommen.

Er ging.

Er hatte durchaus entschieden gesprochen, befohlen. Anna hatte keins seiner Worte verloren. Sie hatten sie von zwei Seiten getroffen. Es wurde plötzlich hell in ihrem Köpfchen. Das Mittel war gefunden. Die Schlüssel konnten ihr nicht entgehen. Der kranke Soldat kam selbst ihr zu Hülfe.

Gehe Du an Deine Arbeit und lasse mich allein, sagte er zu ihr, als der Arzt fort war. Der Doctor hat Recht. Ich muß Ruhe haben, stelle mir Medicin und Wasser auf den Stuhl hier und laß keinen Menschen zu mir.

Auch der alte Soldat fürchtet den Tod auf dem Krankenlager.

Anna that, wie er ihr gebot.

Dann sagte sie und ihre Stimme zitterte doch etwas mehr, als sie selbst gefürchtet hatte: Aber die Schlüssel?

Lewald wird sie schon holen.

Es soll ja Niemand zu Ihnen.

Lewald wird mich nicht stören.

Der Arzt hat keine Ausnahme gemacht und Sie haben immer selbst gesagt, dem Arzte müsse man gehorchen, wie dem Offizier in der Bataille.

Wie fangen wir es denn an?

Ich denke, Sie machen heute eine Ausnahme und überlassen die Schlüssel dem Herrn Lewald. Ich werde sie ihm hintragen.

Er wurde unruhig: Lewald die Schlüssel?

Zu Mittag müssen Sie sie ihm ja doch überlassen.

Aber Du? — Er sah das Mädchen nachdenkich an.

Nun, sagte sie scherzend, sie werden ja nicht zu schwer für mich sein.

Sie nahm den Schlüsselbund von dem Stuhle auf und wog ihn in der Hand.

Es war, als ob es ihm leichter ums Herz würde, als er die Schlüssel einmal in der Hand des Mädchens sah. Er warf ihr wenigstens nichts mehr ein.

Ich werde sie hintragen, sagte sie.

Noch eine Weile schwieg er. Dann sagte er nach einigem Kampfe: In Gottes Namen!

Er warf sich mit dem Gesichte nach der Wand. Das Mädchen verließ mit den Schlüsseln die Stube.

Die erste Schwierigkeit war überwunden. Auf drei bis vier Stunden war sie Herrin wenigstens des letzten Mittels zu der Verbindung mit den Gefangnen. Auch vor einer Entdeckung war sie sicher; sie glaubte sich darauf verlassen zu dürfen, daß der Unteroffizier Lewald vor Mittag nicht zu seinem Cameraden gehen werde. Es kam jetzt darauf an, auf eine unbemerkte oder unverdächtige Weise in den Thurm zu gelangen.

Der Thurm lag etwa funfzig Schritte von dem Commandanturgebäude entfernt. Ein weiter Platz lag zwischen beiden, von Gebäuden und der Festungsmauer umgeben. Der Platz selbst war frei. Der Weg von dem Commandanturhause zu dem Thurme führte mitten über denselben. Vor der Thüre des erstern stand eine Schildwache. Vor jeder der beiden Thüren des Thurmes, die bei Tage geöffnet blieben, stand wieder eine Wache. Unbemerkt in den Thurm zu kommen, war eine Unmöglichkeit. Es blieb nur übrig, den Eingang unverdächtig zu bewirken zu suchen. Anna Hammer hatte ihren Plan

gemacht. Das nützliche und falsche Hausthier, die Katze, sollte ihr helfen, ihn auszuführen. War doch auch ihr Plan einer von denen, in welchen der Zweck die Mittel heiligt.

Zu den Besitzthümern der Haushälterin gehörte eine junge Katze. Es war ein kluges, freundliches, fast neckisches Thierchen. Das Mädchen spielte mit ihr in ihren freien und einsamen Stunden. Sie hatte keine andere Gespielin in der Festung und es muß das Herz an etwas hangen, zumal das Herz eines jungen Mädchens. Das junge Thier war ihr ergeben und folgte ihr, wie ein alter Hund seinem Herrn, wie ein alter General dem Absolutismus, nur freundlicher.

Die Briefe und die Schlüssel in der Tasche, die junge Katze auf dem Arme, trat Anna Hammer aus der Thüre des Commandanturgebäudes auf den Hof. Sie sah sich nur nach den warmen Sonnenstrahlen um und streichelte und hätschelte nur die Katze, so unbefangen, so achtlos und arglos, als wenn es weder Schildwachen noch irgend etwas Andres auf dem Hofe oder in der Welt gebe. So schlenderte sie umher, von der einen Seite des Hofes zn der andern; bald das Thierchen auf die Steine setzend und sich mit ihm fangend, bald es wieder in ihren Arm nehmend und streichelnd; dann es wieder von sich

lassend, um es zu jagen und sich von ihm jagen zu lassen, um mit ihm zu tanzen und zu springen. Die alten, bärtigen Schildwachen vor dem Hause und vor dem Thurme hatten ihre Herzensfreude an dem freundlichen, unschuldigen Mädchen und an ihrer zierlichen Gespielin. Auch jeder Andere würde seine Freude über sie gehabt haben, aber es war kein Andrer auf dem Hofe.

Unvermerkt kam sie in die Nähe des Thurms. Das Jagen und Springen und Fangen und Haschen wurde lebendiger. Anna retirirte in den Thurm, die Katze sprang ihr nach. Sie lief wieder hinaus, die Katze hing an ihrem Kleide.

Sie sprang wieder in den Thurm, durch die Thür, die zu der Zelle Horbergs führte. Die Katze sprang mit ihr hinein.

Sie stand still in dem dunklen Flur hinter der Thür. Sie nahm das Thier auf ihren Arm. Ihr Herz pochte. Sie horchte. Sie hörte nur die Schläge ihres Herzens und den ruhigen, gemessnen Schritt der Schildwachen. Sollte sie es wagen? — Sie wagte es.

Der Thurm hatte einen schmalen, winkeligen Flur. In diesem befand sich, wenige Schritte von der Eingangsthüre, der Fuß einer steinernen Wendeltreppe, die in die obern Stockwerke führte. Rechts von die-

ser Treppe lief ein Gang, gleichfalls schmal und dunkel, wie der Flur; er bekam sein weniges Licht nur durch die Oeffnung der Eingangsthür, die wahrscheinlich deshalb bei Tage geöffnet blieb.

In diesem Gange mußte die Zelle Vorhöffs sein, denn ein andrer Gang war nicht da und daß der zweite der von dem Unteroffizier Lange beaufsichtigten Gefangnen in dem untern Gange des Thurms in Verwahrsam war, wußte sie. Nur die Lage der Zelle war ihr völlig unbekannt, weil sie in dem Gange noch niemals gewesen war, sondern jedes Mal, wenn sie den Unteroffizier begleitete, nur mit ihm hatte nach oben gehen dürfen.

Anna Hammer drückte ihre Katze fest an sich, damit sie ihr nicht entspringe: dann fing sie an, zu springen, zu huschen, zu schmeicheln und zu locken, daß die Schildwachen draußen nichts andres glauben konnten, als das Mädchen suche in dem dunklen Thurme ihre Katze oder jage sich auch dort mit ihr. Inzwischen — die Kleine hatte ihren Feldzugsplan nicht ohne Umsicht entworfen — schlug die Festungsuhr die neunte Morgenstunde, die Stunde der Ablösung der Posten. Mit dem letzten Schlage der Uhr ertönte der Herausruf; zwei neue Schildwachen traten vor die Thüren des Thurms; sie wußten nichts

von dem Mädchen, das in dem Innern war. Sie verhielt sich still.

Vorsichtig ging sie in dem Gange weiter. Es befanden sich sechs Thüren in demselben, alle in einer Reihe, nach der Außenseite hin. Neben jeder Thüre war eine verschlossene Klappe. Die Einrichtung war genau wie oben. Hinter einer dieser Thüren mußte ihr Schwager sitzen. Bei der letzten derselben fing sie ihre nähere Untersuchung an. Sie klopfte leise an die Thür und horchte dann. Nichts regte sich drinnen. Sie klopfte noch einmal und legte ihr Ohr an die eisenbeschlagene, feste Thür. Keine Antwort, kein Laut, keine Bewegung drinnen! Sie klopfte stärker, sie rief leise den Namen Vorhöff, dann den Namen Adolf, den Vornamen Vorhöffs. Es war umsonst. Diese Zelle war leer. Sie ging an die folgende Thür und wiederholte die nämlichen Bemühungen. Vergeblich; auch diese Zelle war unbewohnt. Die gleiche Ueberzeugung gewann sie von der dritten, vierten und fünften Zelle. Es blieb nur noch die sechste Zelle übrig. War der Gesuchte überhaupt in diesem Gange zu finden, so war es nur in dieser Zelle. Sie war die erste, die nächste an der Eingangsthür des Thurms, kaum drei Schritte von derselben entfernt, also in der allernächsten Nähe der Schildwache, der auch eine noch so leise Bewe-

gung, bei einiger Aufmerksamkeit, nicht entgehen konnte. Klopfen, Sprechen, jeder Laut mußte sie verrathen. An ein Aufschließen der Thür oder der Klappe war gar nicht zu denken. Entfernte sich auch die Schildwache in ihrem regelmäßigen, kurzen Gange auf einige Schritte; die Entfernung war zu gering, die Rückkehr erfolgte zu kurz.

Das Mädchen wurde von einer großen Angst und Zaghaftigkeit befallen. Sie wagte kaum zu athmen. Aller Muth schien bei einer Lage der Sache, die sie vorher nicht überdacht hatte, sie plötzlich verlassen zu haben. Wer will es dem zarten, sich allein überlassnen Kinde verdenken! Sie war vielmehr zu bewundern, daß sie einen raschen andren Entschluß zu fassen vermochte. Horbergs Zelle war ihr genau bekannt. Zu ihm konnte sie ohne Geräusch gelangen. Vielleicht konnte er ihr Mittheilung über den Aufenthaltsort ihres Schwagers machen, jedenfalls sie mit seinem Rathe unterstützen.

Sie stieg leise die Treppe hinauf und erreichte die wohlbekannte Zelle. Kaum hörbar zog sie die Schlüssel aus der Tasche. Sie verglich einzelne derselben mit der Form und Größe des Schlüsselloches an der Seitenklappe und glaubte den rechten gefunden zu haben. Wiederum, als sie den Schlüssel faßte, um aufzuschließen, wurde das arme Kind von

einer großen Angst ergriffen, einer Angst, die plötzlich und fast gegenstandlos über sie herfiel und desto mehr sie niederzuwerfen drohte. Der Athem verging ihr beinahe, ihr Herz bebte, aber wiederum ermannte sie sich.

Sie nahm mit fester, entschlossener Hand den Schlüssel und steckte ihn in die Oeffnung des Schlosses. Er paßte; sie drehte ihn um; das Schloß öffnete sich leichter als sie erwartet hatte. Die Klappe war offen.

Von innen hörte sie ein Geräusch, aber Niemand nahte sich der Oeffnung. Es war, als wenn der Bewohner des Gefängnisses sich blos aufgerichtet oder umgedreht hätte, überrascht vielleicht durch die plötzliche und völlig ungewöhnliche Eröffnung der Klappe. An diese heran kam er nicht.

Herr von Horberg! rief das Mädchen mit leiser, kaum hörbarer Stimme. Sie mußte auch dazu allen ihren Muth zusammennehmen.

Der Bewohner der Zelle war rasch aufgesprungen und stand in einer Sekunde an der geöffneten Klappe. Sein Gesicht war ganz nahe gegenüber dem des Mädchens. Die Strahlen der klaren Vormittagssonne fielen, von dem Blechkasten vor dem Fenster nicht aufgehalten, hell in die Zelle.

Anna Hammer hatte wol den Rittmeister von

Horberg, aber dieser hatte sie noch nicht gesehen. Sie mußte, wenn sie den Unteroffizier begleitete, still hinter diesen zurücktreten und Horberg, der kein zweites menschliches Wesen vor seiner Thüre vermuthen konnte, hatte um so weniger Veranlassung gehabt, in den dunklen Raum hinter dem alten Soldaten seine Blicke zu richten.

Sie hatte ihn immer nur flüchtig gesehen, fast nur das schwarze Haar und den schwarzen Bart. Mit einer wie eigenthümlichen Neugierde sie auch oft nach dem Manne hingeblickt hatte, der schon durch das herbe Schicksal seiner traurigen, einsamen Haft ihr Interesse in Anspruch nahm, ihr Herz mit Mitleiden erfüllte und für den Interesse und Mitleiden sich nothwendig steigern mußten, da, wenn es wirklich Horberg war, den sie sah, sie ihn als den Freund und Leidensgefährten ihres Schwagers kannte; niemals hatte es ihr gelingen wollen, die Züge seines Gesichts näher zu erkennen. Heute sah sie diese zum ersten Male. Plötzlich sah sie, dicht vor ihren Augen, das hohle, leichenblasse, aber kräftig und edelgeformte Gesicht, die feine, gebogene Nase, die hohe, breite Stirn, die glänzenden, fest auf sie gerichteten Augen, ein Gesicht, dem das schwarze Haar und der schwarze Bart hinter dem Rahmen der Gefängnißöffnung einen eigenthümlichen, fast idealen

Zauber verliehen. Sein Anblick machte auf das Mädchen einen Eindruck, der ihr für einen Augenblick das Herz in nie gefühlter Weise zusammenpreßte.

Vielleicht nicht minder war der Rittmeister von Horberg überrascht, als er, schon betroffen durch den überhaupt ungewöhnlichen Besuch, sowie durch die Nennung seines Namens und die feine Stimme, die diesen rief, plötzlich das liebliche und reizende Gesicht der kaum erblühten Jungfrau sah, die zitternd, blaß, ängstlich und verlegen vor ihm stand und um so lieblicher und reizender war, je verlegener und verwirrter sie wurde.

Sie hatte sich wol vorgenommen, was sie ihm sagen wollte, wenn sie ihm so gegenüber stehen werde, wie sie jetzt vor ihm stand, aber sie hatte jetzt in der That keine Worte. Die natürliche Erschöpfung, die ihrer starken und gewaltsamen Aufregung folgte, war nicht geeignet, die Verwirrung aufzuhalten, in die ein plötzlicher Blick auf das Sonderbare ihrer Lage, zumal gegenüber dem fremden Manne, sie unwiderstehlich hineinwarf. Sie drückte in ihrer Verlegenheit die junge Katze an sich und wurde dann noch verwirrter, indem sie leicht sich sagen mochte, welch eine sonderbare Figur sie mit dieser stummen Zärtlichkeit gegen das Symbol der Falschheit mache.

Was bringen Sie mir? fragte der Rittmeister von Horberg, indem er seiner tiefen Stimme den Ton einer milden Freundlichkeit gab.

Auch die freundliche Frage gab ihr nicht sofort die Sprache zurück.

Er fragte noch einmal: Was bringen Sie mir, mein Kind?

Eins stand jetzt klar vor ihr, der nächste Zweck, der sie zu ihm geführt hatte.

O, mein Herr, sagte sie, ich suche meinen Schwager Vorhöff, Ihren Freund, Ihren Mitgefangenen, ich habe Botschaft an ihn und an Sie von Ihren Freunden, von Herrn Schrader.

Hatte er sie schon vorher mit neugieriger Aufmerksamkeit betrachtet, so richteten sich alle seine Gedanken, sein ganzes Interesse auf sie, wie man sie einer räthselhaften Erscheinung zuzuwenden pflegt, die im Begriffe steht, das Buch eines großen und schweren Schicksals aufzuschlagen.

Wer sind Sie? fragte er.

Die Schwägerin Vorhöffs.

Wie kommen Sie hierher?

Später, später davon. Ich komme hoffentlich öfter zu Ihnen, ich bitte Sie jetzt nur um Eins: Wissen Sie nichts von Vorhöff? Ist er hier? Wo hält er sich auf?

Er ist hier.

Und wo?

In diesem nämlichen Gebäude, gerade unter mir, im untersten Stockwerk.

Gerade unter Ihnen?

Das Fenster meines Gefängnisses liegt senkrecht über dem Seinigen.

Sie sann nach. Die Zelle Horbergs war die Eckzelle auf der rechten Seite des Thurms. Also gerade die unglücklich, so dicht an der Eingangsthür des Thurms, wenige Schritte von der Schildwacht belegene Thür war wirklich die, welche zu ihres Schwagers Zelle führte.

Wie werde ich das machen? sprach sie halblaut für sich.

Sie scheinen in Verlegenheit zu sein, sagte er, theilen Sie mir mit, was Sie besorgt macht, vielleicht kann ich Ihnen, wenn auch nicht mit der That, doch mit meinem Rathe helfen.

Ich kenne jetzt, antwortete sie, nach Ihrer Beschreibung die Zelle meines armen Schwagers. Sie befindet sich fast unmittelbar an der Thür, die in diesen Thurm führt und an der Thür steht eine Schildwacht.

Steht die Schildwacht im Innern des Thurms?

Draußen, auf dem Hofe.

Haben Sie die Schlüssel zu der Zelle?

Zu seiner und zu der Ihrigen.

Auch zu den Thüren oder blos zu dieser Seitenöffnung?

Auch zu den Thüren.

Mir kommt ein Gedanke. Ich kann Ihnen vielleicht mit der That helfen, es fragt sich, ob Sie Muth haben.

Sie hatte schon längst ihre volle Geistesgegenwart und auch ihren vollen, fröhlichen Muth wiedererhalten. Sie sah ihn bei dieser Frage mit einem ihr eigenthümlichen kecken, Lächeln an.

Er verstand die Antwort, die darin lag.

Sie haben Recht, meine muthige Kleine, sagte er; ohne größeren Muth als den eines Kindes, ohne ungewöhnlichen Muth ständen Sie nicht hier. So hören Sie meine Vorschläge: Sie übergeben mir die Schlüssel zu demselben, Sie begeben sich auf den Hof vor diesem Thurme, in dem wir uns, wie Sie sagen, befinden, Sie beschäftigen durch irgend ein Mittel die Aufmerksamkeit der draußen stehenden Schildwacht. Ich schließe unterdeß die Zelle Vorhöffs auf; Sie kehren zu uns zurück. Ueberlegen Sie sich diesen Vorschlag.

Sie überlegte, sie überlegte schon bei jedem Worte, das er sprach, aber der Entschluß wollte ihrer Ue-

berzeugung nicht sofort folgen. Ihr Nachdenken zeigte ihr das Bild einer Gefahr nach der andren. Horberg, ihr Schwager, sie selbst, sie Alle waren den schlimmsten Folgen ausgesetzt, wenn der kühne Schritt, den sie thun sollte, entdeckt wurde. Und wie leicht, wie wahrscheinlich war die Entdeckung! Am meisten schreckte sie für den Fall der Entdeckung die Vorstellung ihrer tiefen, vernichtenden Beschämung zurück, gegenüber der Haushälterin und dem alten Unteroffizier, die sie mit vollem Vertrauen bei sich aufgenommen hatten. Allein konnte sie sich verhehlen, wie sehr sie dieses Vertrauen schon jetzt gemißbraucht hatte, konnte sie leugnen, daß sie gerade, um es zu mißbrauchen, sich in dasselbe hineingeschlichen hatte?

Anna Hammer war nicht zu vertheidigen; sie vertheidigte auch sich selbst nicht, sie berief sich nur, um die Stimme ihres Gewissens zum Schweigen zu bringen, auf das Elend ihres Schwagers, auf das Leiden ihrer Schwester. Aber der Zwiespalt in ihrem Innern ließ sich dadurch nicht ausgleichen. Das kindliche, das weibliche Herz haben für einen solchen Fall ein bereites Mittel. Durch einen Strom von Thränen verschaffte Anna's gedrücktes Herz sich Erleichterung.

Der Rittmeister von Horberg hatte in steigender Aufmerksamkeit kein Auge von ihr verwandt.

Trauen Sie mir nicht? fragte er mit Theilnahme.

Fürchten Sie einen Mißbrauch der augenblicklichen Freiheit, die Sie mir verschaffen sollen? Das Ehrenwort eines Freundes Vorhöffs mag Ihnen Bürge sein, daß Sie nichts zu besorgen haben.

Vorhin hatte er ihren Muth bezweifelt, jetzt setzte er Zweifel in ihr Vertrauen auf seine Ehre, auf das Letzte vielleicht, was neben der Freundschaft zu ihrem Schwager ihm noch geblieben war von allem Lieben seines Lebens. Durfte sie noch länger zögern? Rasch betäubte sie die schwache Stimme des Gewissens, rasch war ihr Entschluß gefaßt.

Ohne ein Wort zu sagen, suchte sie den ihr bekannten Schlüssel zu der Thür des Gefängnisses hervor. Rasch, wie der Entschluß gewesen war, schloß sie auf.

Begleiten Sie mich, sagte sie, mit dem vollen Muthe eines festen Entschlusses, des ruhigen Vertrauens.

Er nahm schweigend ihre Hand, als er aus der Zelle heraustrat, zum ersten Male seit fünf Jahren.

Welche Gefühle mochten ihn bestürmen, als er den engen Raum hinter sich sah, in dem er so viele Tage, so viele Nächte, so viele Stunden, gleich einem wilden Thiere in seinem Käfig, eingesperrt gewesen war, preisgegeben allen den furchtbaren Gedanken, allen den verzehrenden Gefühlen, welche die Ohnmacht und die Hoffnungslosigkeit in die Seele des

Menschen hineinwerfen! Und doch, was hatte er denn jetzt gewonnen? War er befreiet? Es war ja nur ein Traum, der ihn von einer Gefängnißzelle in die andere führte, um ihn nach wenigen Minuten in jenen engen Raum, in die alte Ohnmacht, in die alte Hoffnungslosigkeit zurückzuwerfen.

Er zitterte, er schwankte, er, der starke, kräftige Mann, an der Hand des schwachen, aber fest und sicher neben ihm herschreitenden Mädchens.

Sie führte ihn durch den dunklen Gang zu der Wendeltreppe, die an dessen anderem Ende lag. Behutsam und leise stiegen sie die Treppe hinunter. Sie erreichten den Fuß derselben und standen in dem schmalen Flur dicht an der Thür, die auf den Hof führte. Die Thür stand offen. Zum ersten Mal seit fünf Jahren schaute Horbergs Auge etwas Anderes als die Mauern seiner Zelle, als ein kleines Stückchen der Himmelsdecke. Aber es durfte nur eine Sekunde lang sein denn, im nächsten Momente konnte die Schildwache vor oder in der offenen Thür stehen. Mit einem raschen Satze war er hinter der Treppe in dem dunklen Flur. Anna Hammer händigte ihm die Schlüssel ein und zeigte ihm mit der Hand die Thür, die aufzuschließen war.

Dann sprang sie durch die Thür des Thurms auf den Hof.

Sie war hier wieder ganz das unbefangene, mit ihrer zierlichen, neckischen und falschen Gespielin zierlich, neckisch und falsch spielende Mädchen. Sie warf die Katze von ihrem Arm und tummelte sich mit ihr herum. Es hatte ihr ja in der Eile kein anderes Mittel, die Schildwache zu beschäftigen, einfallen wollen. Sie sprang bis dicht an den Soldaten, sie hielt ihn auf in seinem Gange näher zu der Thür des Thurms hin, sie jagte die Katze zwischen seine Beine, daß er beinahe gestolpert wäre; er schien, wie der Löwe, kein Freund des Katzengeschlechts zu sein. Sie bat ihn um Verzeihung, laut lachend, um ihm ihre innere Angst zu verbergen und zugleich den Laut, den sie in demselben Augenblicke aus dem Thurme her zu vernehmen glaubte. Sie fragte ihn, wie viel die Uhr sei, und als er ihr Bescheid gegeben, meinte sie, daß sie noch ferner Zeit habe zum Spielen und jagte die Katze in den Thurm zurück.

Sie trat in die geöffnete Zelle des Schwagers, vorsichtig die Thür hinter sich anlehnend.

Die beiden Freunde lagen schon Einer in des Anderen Armen, mit Thränen in den Augen, mit Lächeln auf den Lippen. Worte hatten sie noch nicht gewechselt.

Anna! war das erste Wort, das gesprochen

wurde. Der bleiche, verfallene Gefangene, in dem Anna Hammer mit einer Art von Entsetzen ihren Schwager Vorhöff erkannte, rief es überrascht aus, als er des Mädchens ansichtig wurde. Er wand sich aus den Armen des Freundes und stürzte in die des Mädchens.

Weinend schmiegte sie sich an ihn, aber unter dem Weinen, unter dem Schmerze, unter der Freude blieb sie das sorgsame und umsichtige, weibliche Wesen.

Leise, um Gotteswillen, sprich leise, flüsterte sie.

Anna, meine Anna, wie kommst Du hierher? Was macht mein Weib? Was macht meine Johanna?

Sie schickt mich. O wäre sie hier an meiner Stelle!

Was macht sie? Sprich!

Sie ist wohl jetzt, Freunde haben für sie gesorgt, sie lebt wie wir Alle nur in dem Gedanken an Dich. Auch Dein Sohn ist wohl, er ist ein prächtiger, munterer Knabe.

Ein Sohn! Mein Sohn! Sein Name?

Paul!

O, erzähle, erzähle von ihnen Allen.

Anna zog ihre Briefe hervor. Sie übergab ihrem Schwager die für ihn bestimmten.

Hier, sagte sie, Johann und Schrader werden Dir Alles geschrieben haben.

Auch für Sie habe ich ein Schreiben, sagte sie zu dem Rittmeister Horberg. Halten Sie es meiner Verwirrung zu Gute, daß ich es bisher vergessen hatte.

Sie händigte auch ihm die für ihn bestimmten Briefe ein.

Rasch wurden die Papiere aufgerissen.

Vorhöffs Augen leuchteten vor Freude, als er den Brief der treuen Gattin las.

Des Rittmeisters Blick verdunkelte sich. Er hatte nur wenige Zeilen gelesen und faltete das Schreiben zusammen.

Mit einer eisigen Kälte sagte er zu Vorhöff: Laß mich Theil nehmen an Deiner Freude, nachher theile ich mit Dir.

Vorhöff sah ihn fragend an, er verstand ihn nicht. Auch das fahle Gesicht mit dem beinahe verlöschenden Auge konnte ihm, den nur sein augenblickliches Glück beschäftigte, kein näheres Verständniß geben. Anna Hammer verstand den Unglücklichen wol. Sie kannte nur zu gut seinen Schmerz und fühlte noch den Tritt, mit dem das Weib Horbergs ihn von sich gestoßen hatte.

Horberg wiederholte: Lies den Brief Deiner

Frau laut. Du wirst es dürfen. Es wird mir wohl thun.

Auch mir wird es wohlthun, die Freude mit Dir zu theilen, erwiederte Vorhöff.

Er las:

„Mein innig geliebter Adolf! Seit manchem Jahr einer völligen, furchtbaren Ungewißheit kommt der erste schwache Strahl der Hoffnung zu uns, daß Du noch lebst und daß meine Gedanken, wenn auch nur durch dieses Blatt Papier, mit den Deinigen wieder vereinigt werden können. Nachdem wir so lange nichts, gar nichts über Dein Schicksal vernommen hatten, nicht wußten, ob Du lebst oder todt seist, bringt die, freilich unbestimmte und unverbürgte Nachricht zu uns, daß sie Dich auf der Gränzfestung in verborgener, einsamer Gefangenschaft halten. Anna, das muthige Mädchen, hat es übernommen, in der Festung einen Dienst zu versehen, der ihr die Gelegenheit verschafft, etwas Gewisses über Dein Schicksal zu erfahren und vielleicht diese Zeilen an Dich gelangen zu lassen, diese Zeilen Deiner geliebten, Deiner in den Tod Dich liebenden, in den Tod Dir getreuen Johanna, die allen Gram, alle Leiden, alles Elend vergessen wird, wenn sie nur noch einmal das Glück haben sollte, Dich, ihren einzig und ewig Geliebten wieder zu sehen. — Der Herr hat

uns bald nach Deiner Trennung von mir einen Knaben geschenkt. Unser Paul, Dein Paul, ist ein herziges, kräftiges Kind. Er wird das Ebenbild seines braven Vaters werden. Lebe wohl. Ich könnte Dir ja nur noch von meiner unendlichen Liebe zu Dir schreiben und die kennst Du, von der bist Du überzeugt. Alles Andere wird Dir Anna erzählen, so Gott will. O möge Er es gnädig führen, daß sie und diese Zeilen zu Dir gelangen. Ewig, ewig Deine Johanna."

Er hatte den Brief nicht bis zum Ende lesen können. Zuerst zitterte blos seine Stimme, dann sein ganzer Körper, dann wurde das Gefühl der Freude und der Wehmuth, des Glückes und des Schmerzes so übermächtig in ihm, daß er, den Brief von sich legend, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend und laut schluchzend auf sein Lager sich werfen mußte.

Anna stellte sich vor ihn; sie nahm seine Hände in die ihrigen und küßte die Thränen von seinen Augen.

Horberg nahm den Brief auf und las ihn laut zu Ende.

Vorhöffs Thränen flossen stiller und stiller.

Der Schmerz in Horbergs Brust dagegen wurde heftiger, verzehrender. Jedes Wort der Liebe in dem

Briefe der treuen Gattin war ein Schnitt, ein Riß in sein schon längere Zeit von Mißtrauen und Verdacht zerwühltes Herz. Er legte den Brief bei Seite, als er ihn vorgelesen hatte und ging heftig in der engen Stube auf und ab.

Vorhöff nahm den Brief auf; er las ihn still für sich und drückte ihn an seine Lippen.

Die Gegenwart des Freundes fand sich wieder für ihn ein.

Verzeihe mir, mein Freund, sagte er, ich war so glücklich. Jetzt laß uns Deine Nachrichten theilen.

Der Rittmeister von Horberg maß mit größeren Schritten das schmale Stübchen. Er blieb stehen.

Es sei! sagte er.

Er zog den zerdrückten Brief hervor.

Anna, die den Inhalt kannte oder ahnte, stellte sich bebend vor das Fenster und sah hinauf in die Spanne Blau des Himmels, die das dunkle Glas mit spärlichem Mitleide dem Bewohner der Zelle nicht entzogen hatte.

Der Rittmeister las:

„Mein theurer und edler Freund! Ich schreibe mit einem sehr schweren Herzen an Dich. Wenn dieser Brief in Deine Hände gelangt, so wirst Du die betrübenden Ereignisse der Geschichte unseres Vaterlandes durch die treue Ueberbringerin erfahren.

Ich muß eine andere Seite Deines Herzens berühren, ich muß, die Pflicht des Freundes treibt mich, wie schmerzlich auch ihre Erfüllung ist. Horberg, Freund! Reiße das Weib, dem Du Deine Liebe, Deinen Namen geschenkt hattest, aus Deinem Herzen. Sie ist Deiner nicht würdig, sie ist eine Metze, sie ist die Metze des Erbprinzen, vielleicht noch eines Anderen. Ich muß mir denken, daß Du abgeschnitten bist von der Welt, wie sie von Dir. Ich kann es nicht ertragen, es zerreißt mir das Herz, daß ein hochherziger, edler Mann ferner an einem Weibe hängen soll, das seiner unwürdig ist, das ihn verrathen hat. Fluche mir nicht, wenn ich Dir den vielleicht schönsten und vielleicht letzten Traum Deines Lebens zerstöre. Noch einmal, ich mußte es, ich war es Dir, ich war es der Freundschaft schuldig. Gott sei mit Dir und stärke Dich. Dein Schrader."

Der Rittmeister hatte mit einer festen, aber völlig tonlosen Stimme gelesen. Er faltete ruhig den Brief zusammen, als er geendet hatte, und steckte ihn wieder zu sich.

Lebt wohl, sagte er dann, ich muß allein sein. Lebe auch Du wohl, freundlicher Engel mit der schrecklichen Botschaft aus dem Leben.

Er reichte dem weinenden Mädchen die Hand.

Er reichte sie Vorhöff und wollte sich entfernen.

Er sah sich wieder nach Anna um, daß sie ihn zurückführen solle in sein einsames Gefängniß.

Vorhöff hielt ihn zurück. Nicht so! sagte er. Scheide nicht in dieser Minute, nicht in dieser fürchterlichen Stimmung.

Anna nahm seine Hand und sah ihn bittend an.

Nimm erst das Leben und seine Botschaft vollständiger in Dich auf, sagte Vorhöff. Hier sind noch mehrere Briefe; sie sind von Schrader. Laß uns sie lesen.

Horberg blieb. Er setzte sich schweigend neben den Freund auf das Strohlager.

Es waren noch zwei Briefe, die Anna ihrem Schwager übergeben hatte. Der Geigenfritz hatte sie ihr nach und nach überbracht. Beide waren von Schrader und Vorhöff öffnete sie, um sie dem Alter des Datums nach laut vorzulesen.

An ihre Lage, an eine Gefahr der Entdeckung dachten in diesem Augenblicke alle Drei nicht. Sie waren nur mit ihrem Glücke, mit ihrem Unglücke beschäftigt. Nur Anna warf manchmal plötzlich einen ängstlichen Blick auf die angelehnte Thür oder horchte nach einem Laute von draußen.

Vorhöff las die Briefe vor.

Der erste lautete: „Meine Freunde! Ich schreibe an Euch Alle. Ich weiß ja nicht, wen von Euch

diese Zeilen treffen werden. Mögen sie an Euch Alle gelangen. Die Ueberbringerin dieses Schreibens wird Euch, wenn Ihr sie bisher nicht kanntet, die gegenwärtige, unglückliche Lage unsres Vaterlandes mitgetheilt haben. Sie wird Euch gesagt haben, wie alle Eure, wie alle unsre Bestrebungen fruchtlos waren und fruchtlos geblieben sind, wie der Absolutismus der Fürsten sich nur immer fester und fester gesetzt hat und mit seiner eisernen Gewalt immer schwerer und schwerer auf unser armes Volk drückt. Es ist noch überall in Deutschland so, wie es war, als man Euch in die Kerker schleppte. Doch nein. Eins ist anders, besser und Eure und unsre Bestrebungen sind nicht ganz fruchtlos gewesen. Die Saat der Freiheit, einmal ausgesäet, kann nicht ganz verderben, kann nicht ganz vertrocknen und verdorren in dem Boden, in den sie einmal hineingeworfen ist. Sie muß nothwendig Wurzel schlagen und sich, wenn auch langsam und lange Zeit unter der Erde, ausbreiten und zuletzt empor wachsen an das Licht des Tages und Stämme und Blüthen und Früchte treiben. Wir haben sie ausgesäet, diese Saat; sie hat Wurzel gefaßt im Volke; sie wuchert fort, zur Zeit noch unter der Erde, aber nicht lange mehr kann es währen, so tritt sie mächtig hervor an das Tageslicht, über-

all im deutschen Volke, im deutschen Lande. Die Ereignisse gestalten und ordnen sich. Schon in nächster Zeit wird der Sturm die Wogen an die Stufen des Absolutismus peitschen, und jene Throne erschüttern. Ob er sie umstürzen, jetzt schon umstürzen wird? Ich für meine Person bezweifle es; viele unsrer Freunde hoffen es.

Jedenfalls kann alsdann vielleicht etwas für Euch, für Eure Befreiung geschehen, nur vielleicht, nur sehr entfernt vielleicht. Ich sage es ohne Hoffnung, denn es ist nichts hartherziger, als einem hoffnungslos Verhafteten eine vergebliche Hoffnung zu machen. Vielleicht schon in Monatsfrist wird der Sturm auch durch Deutschland wehen. Ueberlegt, ob etwas und was und wie zu Eurer Befreiung geschehen kann. Besprecht Euch mit der Ueberbringerin dieses Briefes; sie hat eben so viel Einsicht als Muth. Vor allen Dingen behaltet Ihr Euren Muth, denkt immer, daß nothwendig die Zeit kommen müsse, wo das Vaterland Eurer bedarf. Euer Schrader."

Den zweiten Brief! sagte Horberg. Er war kalt und starr geblieben. Noch war in seinem Herzen kein andrer Raum, als für das Weh über die Untreue seines Weibes.

Vorhöff las den zweiten Brief:

„Die Ereignisse drängen sich. In Frankreich fällt

der Schlag in den nächsten Tagen. Alles ist vorbereitet. In Deutschland werden Schläge folgen. Der Absolutismus selbst arbeitet darauf hin. Das fremde Beispiel wird ihn nicht einsichtiger, es wird ihn nur noch verblendeter machen. Ich zweifle noch immer, daß wir schon jetzt siegen werden, aber haltet Euch für alle Fälle bereit. Ueberlegt, ob Ihr nicht zu befreien seid.

Der alte Monarch in unsrem engern Vaterlande ist gestorben. Sein Enkel — der Erbprinz!! — hat die Regierung angetreten. Er arbeitet fast wahnsinnig für unsre Zwecke. Lebt wohl. Euer Schrader."

Das Ende dieses Schreibens gab dem Rittmeister von Horberg einige Bewegung zurück, aber bald verfiel er wieder in seine Apathie.

Vorhöff war unruhiger geworden. Befreiung! Wiedersehen! sagte er. Aber wie wäre es möglich ohne Gewalt! ohne daß die Revolution siegt, vollständig siegt! Und daran zweifelt er ja. Er selbst!

Er sah auf das Mädchen. Anna, hast Du nachgedacht über unsre Befreiung? Ist sie möglich? — Aber erzähle uns erst, Du muthiges Mädchen, wie es Dir gelungen ist, zu uns zu dringen, uns zu vereinigen.

Jetzt nicht, erwiederte die Kleine, die ihre volle Besonnenheit wieder erlangt hatte. Ich werde Dich

hoffentlich öfter wiedersehen. Ich habe noch andere Pflichten. Welche Nachrichten hast Du von dem Grafen Arnstein? Auch zu ihm muß ich.

Arnstein? Ich habe leider kein Wort über ihn erfahren. Auch Horberg weiß nichts von ihm.

Horberg bestätigte dies durch ein stummes Nicken mit dem Kopfe.

Dennoch muß er hier sein, versicherte das Mädchen, wahrscheinlich sogar in diesem nämlichen Thurme. — Weißt Du auch nichts von einer Dame, die vor einiger Zeit hier eingebracht ist?

Keine Sylbe. Wer sollte sie sein?

Die Prinzessin Amalie, die Schwiegertochter des alten Grafen Arnstein.

Selbst Horberg wurde aufmerksam. Vorhöffs Neugierde drängte augenblicklich das Interesse für die eignen Angelegenheiten zurück.

Die Prinzessin? rief er aus, die Schwiegertochter Arnsteins? Erzähle.

Das Mädchen horchte.

Jetzt nicht, sagte sie auf einmal rasch. Die Glocke auf dem Festungsthurme schlägt eilf. In dem Moment wird die neue Wache aufziehen. Während des Trommelns kann ich ungehört die Thüre verschließen. Wir müssen scheiden.

In Horbergs Augen leuchtete etwas wie von

ihrem alten Glanze. Herrliches Mädchen, sagte er, Muth und Einsicht! Laß uns gehen.

Die Trommeln wirbelten draußen. Die Freunde nahmen Abschied.

Horberg war wieder ganz Mann geworden. Die Botschaft aus dem Leben, sagte er, ist schon zu uns gekommen; das Leben selbst wird auch wieder zu uns kommen.

Der Rittmeister von Horberg und Anna Hammer entfernten sich.

Unter dem Geräusche der auf dem leeren Hofe doppelt stark wiederhallenden Trommeln verschloß Anna ohne Gefahr die Zelle ihres Schwagers. Sie führte ihren Begleiter die Treppe hinauf in die seinige. Er küßte das Mädchen, als er von ihr schied.

Du hast mir die schwerste Nachricht meines Lebens gebracht, Du bringst mich zurück in meinen Kerker, Du bist dennoch mein Engel.

Sie verschloß seinen Kerker. —

Ihre Lippen brannten von dem Kusse. Ihr Herz träumte von dem bleichen, unglücklichen Manne, aber ihre Besonnenheit blieb ihr immer.

Sie hatte noch zwei Aufgaben zu lösen, Aufgaben, die ihr um so heiliger waren, da sie so nahe ihren Wohlthäter, den Grafen Eduard Arnstein angingen. Sie sollte ihm den Vater, die Gattin er-

mitteln. Beiden Aufgaben mußte sie sich heute widmen. Der bisherige Erfolg hatte ihren Muth kühner gemacht. Noch hatte sie eine volle Stunde frei. Sie überdachte alles mit Ruhe. Zuerst trug sie die Schlüssel zu dem Unteroffizier Lewald. Sie konnten ihr nicht mehr nützen; sie hatten ihrem Zwecke gedient. Ein längrer Besitz derselben konnte sie nur verrathen. Dann kehrte sie in den Thurm zurück. Sie ging jetzt schon grades Weges hinein. Hatte vorhin ihr längres Verweilen in dem Thurme den Argwohn der Schildwachen nicht erregt, so durfte sie auch jetzt keinen Verdacht gegen sich befürchten. Hielt man sie aber auch an und befragte man sie, so war ein unschuldiger Vorwand leicht gefunden und Schlüssel oder sonst etwas Verdächtiges fand man ja nicht bei ihr.

In der That ließ der Posten an dem Thurme sie ungehindert vorbei. Daß in demjenigen Theile des Thurms, in welchem die Gefängnisse ihres Schwagers und Horbergs lagen, Niemand weiter gefangen saß, wußte sie. Sie begab sich daher sofort in den andren Theil durch die in denselben führende Thür. Die innere Einrichtung in diesem war ganz wie in jenem. Er bestand gleichfalls aus drei Stockwerken. In jeder Etage lagen die Zellen an einem dunklen Gange. Eine Wendeltreppe führte in die obern Gänge.

Anna Hammer begann ihre Nachforschungen in dem untersten Gange. Zunächst dachte sie allerdings nur an die Auffindung des alten Grafen Arnstein, sie war aber auch auf ein Wiederfinden der Prinzessin gefaßt. Sie horchte an jeder einzelnen Thür, klopfte dann leise an, horchte wieder, klopfte wieder lauter, rief leiser und lauter den Namen Arnstein. Sie bekam keine Antwort, sie konnte keinen Laut, keine Bewegung im Innern derselben wahrnehmen.

Sie ging in die zweite Etage. Ihr Bemühen war dasselbe, aber eben so erfolglos.

Sie begab sich in den dritten Stock. An den zwei ersten Thüren horchte, klopfte und rief sie vergeblich.

Sie horchte an der dritten Thür, sie hörte nichts. Sie klopfte leise an. Es war, als wenn sich inwendig etwas rege. Ihr Herz pochte wieder. Sie horchte, sie glaubte eine Bewegung im Innern des Gefängnisses deutlicher zu vernehmen. Sie klopfte noch einmal lauter. Sie unterschied mit Bestimmtheit, daß Jemand im Innern war. Es war, als erhöbe er sich. Gleich darauf war Alles wieder still, wahrscheinlich horchte auch der Gefangene im Innern.

Anna nahm ihren Muth zusammen. Sie rief leise den Namen Arnstein! Sie legte ihre Lippen dicht an die Thür.

Sie rief noch einmal: Arnstein!

Wer ruft mich? fragte eine Stimme von Innen, eine tiefe, männliche Stimme.

Schwere Schritte kamen die Wendeltreppe herauf. Anna flog zurück von der Thür. Eine namenlose Angst faßte sie. Wer anders konnte der Heraufsteigende sein als der Unteroffizier Lewald? Es war bald Mittag. Sicher wollte der Soldat zuerst seinen Gefangenen versorgen, um dann zur rechten Zeit zu den Gefangenen seines Cameraden Lange sich zu begeben.

Was sollte sie beginnen? Wie sollte sie sich benehmen? Sollte sie sich verstecken? Es ging zur Noth an hinter der Wendeltreppe, allein sie war verloren, wenn sie entdeckt wurde, und wie leicht konnte sie entdeckt werden! Wenn der Soldat sie aber auch nicht sogleich fand, in welcher Gefahr schwebte sie, wenn der Gefangene vielleicht arglos dem Soldaten mittheilte, daß Jemand an seiner Thür gewesen sei! Sie sah ein, daß sie dem Unteroffizier offen entgegentreten mußte. Sie mußte es wagen, sie mußte sich wieder auf ihr gutes Glück verlassen.

Sie hatte richtig geahnt. Der Unteroffizier Lewald trat in den Gang, in der einen Hand den

Schlüsselbund, in der anderen den blechernen Napf mit der dürftigen Gefangnenkost.

Sie ging ihm mit möglicher Unbefangenheit entgegen.

Er erschrack beinahe, als er sie sah.

Hoho, kleiner Naseweis, was machst Du hier? fragte er mehr befremdet als entrüstet. Jedermann hatte das freundliche Mädchen lieb.

Ich hatte Langeweile, Herr Lewald, da habe ich mir die Gelegenheit in der Festung heute angesehen. Ich wollte sehen, ob man von diesem Thurme aus eine hübsche Aussicht habe.

Sie sprach absichtlich sehr laut, damit der Gefangene ihre Worte hören solle.

Hoho, kleine Neugierde, rief der Unteroffizier, hübsche Ansichten muß man draußen suchen. In diesen Gang darf Niemand hinein, als wenn es der Herr Commandant befiehlt. Marsch hinaus und daß ich Dich nicht wieder hier treffe, wenn wir Freunde bleiben sollen.

Sie ging. Für heute war es mit ihren Nachforschungen vorbei.

X.

Der Amtsdrost.

An der Chaussee, die zur Residenz führte, von dieser drei Meilen entfernt, lag ein großes, weitläufiges Gebäude. Der Bauart nach stammte es aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Es war noch wohlerhalten. Nur schienen seine gegenwärtigen Eigenthümer nicht allen seinen Theilen eine gleiche Aufmerksamkeit und Sorgfalt geschenkt zu haben. Es bestand aus einem großen Mittelgebäude und zwei, beinahe nicht minder großen Seitenflügeln. Zu jedem dieser drei Theile führte eine hohe Freitreppe. Der Erhaltung des rechten Flügels war unverkennbar die meiste Sorgfalt in der Erhaltung gewidmet. Der äußere Abputz war frisch, hell und sauber; in den hohen und breiten Fenstern glänzten große Spiegelscheiben. Die Stufen der Treppe wurden durch

regelmäßig gelegte und genau gefugte, scharfkantige, Sandsteine gebildet. Das Geländer der Treppe bestand aus künstlich und zierlich geformtem, glänzend schwarzen Gußeisen. Eine breite Thür, fast kunstreich aus hellbraunem Holze gearbeitet, führte in das Innere. Die entsprechende Eleganz des Innern dieses Flügels wurde angedeutet durch die geschmackvoll geordneten Gardinen von den schwersten Seidenstoffen hinter den Spiegelscheiben der Fenster, so wie durch seltene, auserlesene Blumen und Gewächse, die das Gesimse der Fenster zierten. Weniger Frische und Eleganz zeigte die Fronte des Mittelgebäudes. Etwas nackt und kahl nahm sich der linke Seitenflügel aus.

In dem rechten Flügel schien die Herrschaft zu wohnen. Das Mittelgebäude schien für die Beamten der Herrschaft, oder wenn die Herrschaft selbst dem Beamtenstande angehörte, für die Unterbeamten zur Wohnung und für die Büreaus bestimmt zu sein. In dem linken Flügel waren entweder die Wohnungen des Gesindes oder er war vielleicht ganz unbewohnt und diente etwa zur Aufbewahrung von Vorräthen oder zu ähnlichen Zwecken.

So das äußere Ansehen des großen und weitläufigen Gebäudes.

Von der Chaussee führte zu demselben eine breite

Allee von Pappeln. Diese endigte an dem weiten Hofthor, gerade gegenüber der Freitreppe, vor dem Mittelgebäude. Der Hof war geräumig; er bildete ein längliches Viereck, an dessen beiden längeren Seiten in langen Reihen die Wirthschaftsgebäude und Stallungen lagen.

Hinter dem Gebäude lag ein weit ausgebreiteter, parkähnlicher Garten, der aber nur in seinen Partien in der Nähe des Hauses cultivirt war. In der weiter zurückliegenden Waldpartie, so wie in den Theilen, die sich hinter dem Walde weiter hinzogen, sah es wüst aus; die ordnende, reinigende und ausscheidende und ausschneidende Hand eines Gärtners hatte hier lange nicht gewaltet. Vielleicht waren diese Theile des Gartens seit Jahren von einem menschlichen Fuße kaum betreten worden. Das wildverwachsene Gestrüpp in dem Buschwerk, das hohe Gras in den Wegen und Fußsteigen, das theilweise abgebrochene Geländer an den Brücken über Gräben und Bächen, die fast völlig zugewachsenen Eingänge der Lauben, die verfallenen Pavillons und mancherlei ähnliche Umstände berechtigten wenigstens, auf einen solchen Mangel an Besuch zu schließen.

Gebäude und Park und die weit umher liegenden Felder, Aecker, Wiesen, Weiden und Waldungen, mit dem dazwischen liegenden großen und rei-

chen Dorfe, waren früher Eigenthum des Grafen von Arnstein gewesen. Es war hier der Stammsitz des gräflichen Geschlechts. Die Besitzung war ein Familienfideicommiß. Diese Eigenschaft bereitete ihr ein eigenthümliches Schicksal. Der alte Graf Arnstein hatte nämlich schon längere Zeit vor dem gegen ihn eingeleiteten Hochverrathsprozesse seine sämmtlichen Güter theils seiner Gattin verkauft, theils auf seinen Sohn übertragen. Er war hierzu durch eine Vorsicht geleitet worden, die zu allen Zeiten von Männern, die in der Bewegung ihrer Zeit standen, dem Absolutismus gegenüber nicht zurückgewiesen werden durfte. In Betreff der eben bezeichneten Besitzung — Rosenstein war ihr Name — hatte er eine gleiche Vorsicht nicht für nöthig erachtet. Als Familienfideicommiß fiel sie ohnehin jedenfalls seinem Sohne zu, dem sie nach den Gesetzen unter keinen Umständen und unter keinem Vorwande entzogen werden konnte. Er hatte hierbei freilich auf die Integrität der Gerichte gerechnet. Dabei hatte er sich verrechnet. Nachdem er als Hochverräther verurtheilt worden und in Folge dessen die Confiscation seines gesammten Vermögens ausgesprochen war, wurde das Gut Rosenstein ohne Weiteres von dem Fiscus in Besitz genommen. Zwar protestirte hiergegen die unglückliche Gattin des Ver-

urtheilten, Namens ihres abwesenden Sohnes, aufgefordert von ihrem Rechtsanwalte, allein der Protest wurde einfach nicht beachtet. Das Gut wurde für eine fürstliche Domaine erklärt, wurde der in der Nähe gelegenen fürstlichen Domaine einverleibt und es wurde, weil es dazu manche Vortheile darbot, der Sitz der fürstlichen Amtsdrostei-Verwaltung dahin verlegt.

Die Regierung zeigte sich dabei in ihrer Art sehr gnädig und mild. Sie entschädigte die Dienstleute des Grafen, die von ihr bei der Besitznahme auf dem Gute vorgefunden wurden. Dem alten Schloßkastellan räumte sie sogar eine Wohnung im Schlosse ein. Er bekam diese in dem linken Seitenflügel des Schlosses. Sie war sehr geräumig, denn in dem vernachlässigten und beinahe verrufenen Theile des Schlosses mochte außer ihm Niemand wohnen.

In dem Mittelgebäude waren die Bureaus und die Wohnungen für die Unterbeamten der Amtsdrostei.

In dem rechten Flügel wohnte der Amtsdrost mit seiner Familie.

Der Amtsdrost Freiherr von Lilienthal lag im Fenster seiner Wohnstube, in dem hohen Erdgeschoß seiner eleganten und geräumigen Dienstwohnung. Er war ein großer, hagerer Mann mit finsterem

Gesichte, schwarzen Augen und schwarzen Haaren. Die Bauern sagten von ihm, so schwarz seine Haare und seine Augen seien und der schwarze Frack, den er in der Regel trug, so schwarz sei auch sein Herz. Er rauchte seine Morgenpfeife und indem er das feine Aroma des edlen, türkischen Kanasters wohlgefällig einsog, hafteten die Augen bald auf der Farbenpracht der Blumen, die auf der Fensterbank vor ihm standen, bald auf dem Treiben und Verkehr des vor ihm ausgebreiteten Schloßhofes, bald auch darüber hinaus, in der Allee, die zu der Chaussee führte, auf der Chaussee selbst und weiter hinaus in der blauen Ferne. Die Gedanken, die, vielleicht seinen Blick leitend oder von ihm geleitet, durch den stets beschäftigten, stets berechnenden und stets Pläne machenden Kopf zogen, wer möchte sie bezeichnen oder auch nur ahnen wollen? Beruhigender oder befriedigender Art mochten sie nicht sein, denn der Blick des Mannes war finster und zeigte nicht die innere Ruhe eines Menschen, der mit Befriedigung auf sich und auf sein vergangenes Leben zurück- und in die Zukunft hineinblicken kann.

An der Thür des Zimmers wurde leise geklopft. Der Amtsdrost hörte es wol, aber er achtete nicht darauf, oder vielmehr, er achtete wol darauf, seine Mienen zeigten dies deutlich, und sie zeigten auch,

daß er wol wisse, wer da klopfe, daß aber sein Verhältniß zu dem Klopfer nicht einen sofortigen Einlaß gestatte, sondern eine Wiederholung des demüthigen Ansuchens darum verlange. Es wurde wirklich nach einer Weile zum zweiten Male geklopft, aber nicht dringender, nicht lauter.

Herein! rief der Amtsrath barsch.

Ein kleines, dürres Männchen öffnete die Thür sehr leise und nur eben so weit, um den nöthigen Raum zum Durchschlüpfen zu gewinnen. Das Männchen mit seinem langgezognen, blassen Gesichte, seiner kurzen, dicken Nase, seinen grauen Augen, seinem glattgekämmten, grauen Haar, seinen magren Beinchen, seinen langen Fingern und seinem etwas altmodischen, schwarzen Frack, hatte durch und durch das Aussehen jener Subalternbeamten, deren Kriecherei gegen den Vorgesetzten ganz auf derselben Stufe steht mit ihrer Grobheit und Anmaßung gegen die Untergebnen.

Unterthänigen, guten Morgen, Herr Amtsdrost!

Der Amtsdrost nickte vornehm herablassend mit dem Kopfe. Er hatte sich langsam nach dem Eingetretnen umgedreht.

Das Männchen stand mit vorgebeugtem Körper und zu dem Amtsdrost aufgerichtetem Kopfe, schweigend, als wenn er Erlaubniß oder Befehl zum Reden erwarte.

Die Tagesordnung für heute? fragte der Amtsdrost.

Wie der Mann des Absolutismus zu diesem Ausdrucke des constitutionellen, parlamentarischen Lebens kam, unter dem er die Geschäftsordnung des Tages verstand, wer mag es wissen? Das heuchlerische Spiel mit constitutionellen Formen und Ausdrücken wurde damals in Deutschland noch nicht gespielt.

In der Frage des Amtsdrosten lag der Befehl für den kleinen, dürren Mann zum Reden.

Das Journal, antwortete er, weist nur Eine Sache für heute nach. Sie wird uns aber wol den ganzen Tag beschäftigen. Es ist die Beitreibung der rückständigen Grundsteuern von den widerspenstigen Bauern.

Ist das Unterstützungs-Commando schon eingetroffen?

Bereits gestern Abend. Zwanzig Mann Dragoner, auserlesene Leute, die den gehörigen Respekt vor dem Gesetze schon einflößen werden. Der Wachtmeister, der sich gestern spät noch bei mir meldete, scheint ein sehr entschlossner Mann zu sein.

Gut. Im Grunde verdrießt mich diese militairische Hülfe. Die Kammer hätte sie uns nicht schikken sollen. Sie verdirbt den Geist für die Zukunft. Unser Ansehen allein, unsre moralische Macht über

das Volk reicht nun nicht mehr aus; wir werden immer oder doch öfters solche Executions-Truppen müssen kommen lassen.

Halten zu Gnaden, Herr Amtsdrost, wenn ich mich erdreiste, hierin andrer Meinung zu sein.

Nun, lassen Sie hören.

Der Bauer, gnädiger Herr, hat nur dann und nur darum Respekt vor der moralischen Kraft, wenn und weil er weiß, daß die physische dahinter steht und da ist es denn recht gut, wenn diese manchmal gezeigt wird. Das hebt jene.

Das sind Ihre Ansichten! sagte etwas wegwerfend der Amtsdrost.

Der subalterne Mann schien in ein Thema gerathen zu sein, das er trotz aller Unterthänigkeit nicht sofort aufgeben konnte.

Der Bauer, bemerkte er weiter, ist überhaupt ein rohes, materielles Wesen, das nur darum Achtung vor dem Gesetze hat, weil Büttel und Executoren in der Welt sind. —

Das ganze Volk ist so! unterbrach ihn der Amtsdrost. Indeß, wozu hierüber streiten! Haben Sie Ihrerseits alles besorgt, Herr Actuarius?

Zu Befehl.

Gut, Sie können gehen.

Der Bediente des Amtsdrosten trat herein und überreichte ein Schreiben.

Bleiben Sie; es ist etwas Dienstliches! sagte der Amtsdrost zu dem Actuarius, indem er das Schreiben eröffnete.

Seine Stirn verfinsterte sich, während er es las.

Diese Priester sind sehr anmaßend, sagte er aufgebracht, nachdem er gelesen hatte.

Der Actuarius verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung.

Wir bekommen noch mehr Arbeit heute. Der neue Prediger soll eingesetzt werden.

Heute! Das dürfte unmaßgeblich kaum angehen. Wollten der gnädige Herr das Anmuthen der Geistlichkeit nicht zurückweisen?

Es ist kein Anmuthen mehr, es ist der Befehl des Ministeriums. Da die Executionstruppen einmal hier sein, so soll, auf den Antrag des Superintendenten, diese Gelegenheit zur Einsetzung der Pfarrers wahrgenommen werden.

Der geistliche Herr scheint nicht schnell genug in den Besitz der fetten Pfründe kommen zu können, bemerkte etwas mißgünstig der Actuarius. Mit einem vergnügten Lächeln setzte er hinzu: Nun, das wird heute ein schönes Stückchen Arbeit und Aufregung unter dem Volke geben. Zuerst die Execution wegen

der Steuern, um die sie Jahre lang die kostspieligen Prozesse geführt haben und nun gar die Einführung des Geistlichen, den die ganze Gemeinde nicht will, gegen den sie seit Jahren protestirt haben. Das wird etwas zu thun geben.

Bereiten Sie alles vor in der Kirche und im Pfarrhause. Geben Sie auch den Kirchenältesten Nachricht, dem Schullehrer, dem Küster und wer noch sonst zur Kirche gehört.

Und der Gemeinde?

Die Kirchenältesten repräsentiren die Gemeinde.

Dürfte man nicht noch einige andere Mitglieder der Gemeinde in Kenntniß setzen mögen? Es muß doch so eine Art Gottesdienst gehalten werden.

Man muß dem Volke nie zu viel Rechte einräumen. Wer der Feier beiwohnen will, mag von selbst kommen.

Haben der Herr Amtsdrost sonst noch etwas zu befehlen?

Eine Bewegung mit der Hand entließ den Actuarius.

Durch eine Seitenthür trat die Gemahlin des Amtsdrosten ein, eine große, stolze Dame, im prunkenden, seidnen Morgengewande. Die ganze Figur machte Ansprüche, auch noch auf Schönheit.

Die Züge des finstern Mannes erheiterten sich bei dem Anblicke der Dame nicht.

Ihr seid gestern spät aus der Residenz zurückgekehrt! sagte er zu der Dame, halb im Tone der Frage, halb in dem des Vorwurfs.

Es war Militairconcert im Hofgarten und viel Adel da, war die Antwort.

Er spazierte in der Stube auf und ab; sie trat ans Fenster und ordnete die Blumen. Es war, als wenn Jeder gegen den Andren etwas auf dem Herzen habe und nicht damit herauszukommen wage.

Wir werden heute Abend Besuch aus der Residenz bekommen, sagte die Dame nach einer Weile.

Schon wieder?

Seit wann hassest Du die Gesellschaft?

Der Amtsdrost schwieg einen Augenblick, mit größern Schritten die Stube messend. Dann trat er auf einmal vor seine Frau hin und sagte mit Nachdruck: Seit sie mich mehr kostet, als ich bestreiten kann!

Ei sieh, erwiederte nicht ohne Hohn die Frau, und seit wann kostet denn die Gesellschaft für Deine Frau und Töchter mehr als für Dich?

Seit wann? Du hast Recht, der Anfang möchte sich schwer bestimmen lassen. Sie hat immer mehr gekostet.

Deine Spiel- und Jagdgesellschaften, Eure Gelage, offene und geheime, waren wol minder kostbar?

Ich habe nie verschwendet, ich habe stets —

Die Frau lachte.

Nie! wiederholte er. Ich habe stets einfach gelebt und nur den Anstand beobachtet, den mein Rang, meine Stellung in der Gesellschaft von mir forderte, aber Eure Verschwendung, Deine und der Mädchen, übersteigt alle Gränzen. Dieser Luxus in Kleidern, in Equipagen, in Bedienung, dieses ewige Fahren zur Residenz, dieses Besuchen von Concerten, Bällen, Hoffesten —

Habe ich mich vielleicht darum mit Dir verbunden, habe ich darum allen Ansprüchen und Aussichten auf eine Stellung in der höchsten Gesellschaft entsagt, um mich mit Dir in der Langeweile eines öden Waldschlosses zu vergraben, um auf Alles zu verzichten? Und willst Du vielleicht Deine Töchter zu einem solchen Schicksale verdammen?

Wer spricht davon? Gibt es etwa keinen Unterschied zwischen völliger Zurückgezogenheit und großartigster Verschwendung? Aber laß uns ohne Vorwürfe, ohne Leidenschaft sprechen. Ich habe mir schon lange vorgenommen, Dir offen unsre Lage auseinanderzusetzen. Es ist meine Pflicht. Frau, wir stecken tief in Schulden!

Er sah sie mit seinem finstern Auge an, als wenn er nichts von dem Eindrucke verlieren wolle,

den nach seiner Meinung die Worte auf sie machen müßten.

Ihr Auge begegnete kalt dem seinigen.

Meine Schuld ist es nicht, sagte sie, die Achseln zuckend.

Meine Schuld vielleicht? fragte er heftig.

Ich denke!

Du denkst? In der That? Das wäre der Lohn meiner fünf und zwanzig jährigen —?

Lieber Mann, Friedrich der Große sagte zu einem Feldwebel, der sich über seine Armuth beklagte: Warum habe ich Ihn Esel an die Krippe gebunden? Du hast seit beinahe zwanzig Jahren die Amtsdrostei, die reichste im Lande. Warum benutzest Du sie nur so, daß wir Schulden haben?

Der Vorwurf ist bitter, sehr bitter, wenn ich erwäge, was alles ich um Deinetwillen gethan habe. Frau, glaubst Du denn, daß ich des Abends noch mit Ruhe mein Haupt niederlegen kann, daß ich nicht Tag und Nacht voll Sorge sein muß, es könnten Denunciationen und Visitationen kommen, die mich, — laß mich das Wort aussprechen, die mich an den Pranger bringen müßten?

Wer will die Canaille fürchten? spottete sie. Habe Du nur Muth, so fürchtet sie Dich.

In dieser Zeit der Bewegung? In Paris ist

die Revolution schon ausgebrochen; das überall, rings um uns her erwachende Volksbewußtsein, wird sehr zu fürchten sein.

Auch Du glaubst an solche Träumereien, Hirngespinnste?

Wo das Bewußtsein des Volkes erwacht ist, da ist es wahrlich beim Träumen nicht geblieben!

Bei uns wird es beim Träumen bleiben, darauf verlasse Du Dich. — Aber laß uns dieses Gespräch abbrechen und mich auf meine Bitte zurückkommen. Der Rittmeister von Kessel wird uns heute besuchen. Ich theile Dir das mit, um meine Bitte an diese Nachricht zu knüpfen.

Er seufzte: Schon wieder eine Bitte!

Der Rittmeister macht unserer Albertine den Hof. Die Partie ist freilich nicht brillant, denn er ist nicht mehr jung, er kann es höchstens noch einmal bis zum Obristlieutenant ohne Regiment bringen und sein Vermögen ist unbedeutend. Albertine kann vermöge ihrer Figur und Bildung ganz andere Ansprüche machen. Ich begünstige dennoch die Verbindung und zwar aus folgendem Grunde. Der sehr, der immensreiche Baron von Wittlich ist seit einiger Zeit auf unsere Ottilie aufmerksam geworden. Ottilie ist nicht schön, sie zählt schon vier und zwanzig Jahre. Der alte, etwas einfältige Baron Wittlich

ist fast blind abhängig von dem Willen seines Freundes und Landsmanns Kessel. Heirathet Kessel unsere Albertine, so ist die Verbindung zwischen Wittlich und Ottilie so gut wie geschlossen. Die Vortheile dieser Verbindung werden Dir einleuchten.

Nun?

Nun? Die Folge ist sehr einfach. Kessel, einen älteren Bekannten, konnte ich auch heute zu uns einladen. Eine Einladung Wittlichs, ohne daß wir eine größere Gesellschaft bei uns sehen, würde zu sehr die Absicht verrathen haben und Du weißt, man merkt die Absicht und man ist verstimmt. Wir müssen wol nothwendig in nächster Zeit größere Gesellschaft hier bei uns sehen. Dazu aber sind wieder mehrere Einrichtungen, Reparaturen und dergleichen nothwendig. Besonders wünschte ich eine durchgängige Instandsetzung des sehr verwilderten Parks. Der Baron Wittlich ist in England gewesen und bildet sich ein, in Parkangelegenheiten Geschmack zu besitzen. Ist unser Park restaurirt, so kann Ottilie mit ihm darin herumschwärmen. Er hat interessante, geheimnißvolle Partien; die Sommerabende sind schön; Ottilie ist klug und er einfältig; Du wirst einsehen —

Daß mich das Alles wieder schweres, schweres Geld kosten wird. Gesellschaften, — bei Einer wird

es nicht bewenden, Du scheinst auf eine ganze Reihe zu rechnen — Reparaturen des Hauses, wahrscheinlich auch neue Möbel für die innere Einrichtung, zuletzt gar vollständige Instandsetzung des seit Jahren wüst liegenden, weiten Parks! — Hast Du wol berechnet, was das Alles kosten wird?

Was den Park anbetrifft, so machst Du Dir wol vergebliche Sorge. Du hast ja Bauern genug in Deinem Amtsbezirk; laß sie frohnden. Die Kosten würden blos auf einen, aus der Residenz zu verschreibenden Gärtner sich beziehen.

Zugegeben. Die Summe bleibt ohnehin groß, die Du von mir forderst; sie ist für die erste Zeit geradezu unerschwinglich. Ich müßte borgen. Und, die Wahrheit zu sagen, ich fürchte nach mancherlei Symptomen, daß auch mein Credit hin ist.

Schwachkopf, wenn Du das befürchtest, so ist er allerdings verloren. Mit dem Credite ist es, wie mit dem Muthe. Er weicht nur vor der Furcht.

Unter tausend Thalern —

Du wirst sie anzuschaffen wissen!

Unmöglich!

Schäme Dich, das Wort auszusprechen, wo es ein geringes Opfer für das Wohl Deines Kindes, Deiner beiden Kinder gilt. Was soll aus Deinen unversorgten Töchtern werden, zumal wenn unsere

Verhältnisse wirklich so verzweifelt sind, wie Du sie schilderst?

Sie sind so!

Nun gut, dann fordert Deine Vaterpflicht doppelt von Dir, daß Du die Gelegenheit ergreifst, das Glück Deiner Töchter zu begründen und dadurch zugleich — übersieh das nicht, unsere Existenz zu sichern.

Er antwortete nicht, er schien keinen Einwand mehr zu haben.

Es bleibt also bei der Absprache! sagte sie in befehlendem Tone.

Sie ging.

Absprache? sagte er verwundert zu sich selbst. Was hätte ich denn mit ihr abgesprochen? — Aber es wird wol nichts weiter übrig bleiben! —

Der Bediente meldete einen Fremden, der den Herrn Amtsdrosten zu sprechen wünsche.

Sein Name?

Er wollte ihn nicht abgeben. Er würde sich Euer Gnaden nennen.

Könne ohne vorherige Nennung seines Namens nicht angenommen werden.

Der Bediente entfernte sich, kehrte aber nach kaum einer Minute zurück.

Der Fremde will sich nicht abweisen lassen; er

behauptet, aus der Residenz und im unmittelbaren höhern Auftrage zu kommen.

Laß ihn herein! sagte der Amtsdrost nach einigem unruhigen Zögern.

Der Fremde trat ein. Eine lange Nase und ein paar scharfe, stechende Augen, ein leiser Gang gaben ihm etwas Auffallendes.

Er verbeugte sich schweigend gegen den Amtsdrosten und blieb ruhig stehen, bis der Bediente das Zimmer verlassen und die Thür hinter sich zugemacht hatte. Dann trat er vor.

Herr Amtsdrost, ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin der Polizei-Commissarius Adler aus der Residenz.

Ihr Begehr?

Die Polizei verfolgt einen sehr gefährlichen Verbrecher. Dieser Verbrecher hält sich in Ihrem Hause auf.

Mein Herr, in meinem Hause?

In diesem Gebäude wenigstens.

Ich bitte, ihre Ausdrücke präciser zu wählen. In diesem Gebäude habe ich meine Dienstwohnung. In meiner Dienstwohnung wird, kann der Verfolgte nicht sein; dafür stehe ich ein. Der übrige Theil des Gebäudes ist das Haus des Landesherrn.

Entschuldigen Sie mich, Sie haben Recht. Der

Verbrecher hat bei dem alten, ehemals gräflich Arnsteinschen Castellan Unterkommen gefunden.

Die Thatsache ist mir völlig unbekannt.

So ist es auch in der Residenz gemeldet. Ich habe den Auftrag, den Menschen zu arretiren, und komme, Sie um ihre Assistenz zu ersuchen.

Der Name des Verfolgten?

Ich bedaure, ihn nicht nennen zu dürfen.

Das wäre eigenthümlich!

Mein Befehl lautet dahin.

Das Verbrechen des Menschen?

Auch das kann ich Ihnen nicht bekennen. Es ist mir selbst nicht mitgetheilt worden.

Der Amtsdrost sah den Fremden mißtrauisch an. Dieser bemerkte es. Er zog eine Medaille hervor und zeigte sie dem Amtsdrosten.

Meine Erkennungsmedaille als Polizei-Commissarius, sagte er. Sie wird Ihnen nicht unbekannt sein.

Durchaus nicht. Indessen werden Sie bei der Eigenthümlichkeit des Falles zugeben, daß ich berechtigt, ja verpflichtet bin, noch eine spezielle, auf den Verfolgten unmittelbar sich beziehende Legitimation bei Ihnen vorauszusetzen.

Vollkommen. Ich werde mich beehren, sie Ihnen mitzutheilen.

Er zog ein Papier aus der Tasche und las: „Der Polizeicommissarius Adler hat von mir den Befehl erhalten, den unten signalisirten Menschen, wo er denselben antreffe, zu verhaften. Alle Behörden des Landes werden aufgefordert, dem rc. Adler Assistenz zu leisten."

Befehlen Sie die Unterschrift des Herrn Ministers zu sehen?

Ich bitte darum.

Der Polizeibeamte hielt mit einer raschen Wendung das Papier dem Amtsdrost vor die Augen. Der Amtsdrost warf einen raschen, aber scharfen Blick hinein.

In den Mienen Beider zeigten sich in ein und demselben Augenblick ein sonderbarer Zug, den auch der scharfsinnigste Menschenkenner näher zu bezeichnen nicht vermocht haben würde.

Das Signalement? sagte, halb fragend, halb auffordernd, der Amtsdrost.

Der Commissarius der hohen Polizei las: Alter: etwa 25 Jahre; Figur: groß und schlank; Nase: eingebogen; Augen: blau; Mund: gewöhnlich; Haare: roth; besondere Kennzeichen: trägt ein schwarzes Pflaster über dem linken Auge.

Er erläuterte dabei: Sie werden die Güte ha-

ben, zu bemerken, daß das rothe Haar eine Perücke und das Pflaster nur zum Schein aufgelegt ist.

In welcher Weise wünschen Sie meinen Beistand?

Sie werden selbst am Besten darüber bestimmen können. Mir ist nur Signalement und Aufenthalt des Verfolgten bekannt; über die Lebensweise des Verbrechers, über die innere Beschaffenheit des Theils des Gebäudes, in welchem er sich aufhält, fehlen mir noch alle Nachrichten. Ich würde sie mir zunächst von Ihnen erbitten, um dann den weitern Plan gemeinschaftlich mit Ihnen entwerfen zu können.

Der Amtsdrost erwiederte nach einigem Nachdenken: Sie werden einsehen, daß auch ich, da die Existenz des Verfolgten mir bis jetzt völlig unbekannt war, meinerseits vorher Erkundigungen einziehen muß. Sie werden mir ferner zugeben, daß dies mit der größten Vorsicht und Discretion geschehen muß.

Bis wann darf ich wieder anfragen?

In zwei Stunden.

Der Polizeicommissarius entfernte sich.

Der Amtsdrost sah ihn mit einem sonderbar unruhigen Nachdenken nach. So bald jener bereits in ziemlicher Entfernung auf dem Hofe war, zog er rasch und stark an der Klingel.

Der Actuarius! Er soll auf der Stelle kommen!

befahl er dem Bedienten. Umhergehend, sagte er für sich: Die tausend Thaler für die Gesellschaften aus der Residenz wären gefunden.

Lieber Hollstein, haben Sie seit Kurzem bei dem alten Castellan drüben nichts Verdächtiges bemerkt?

Ich wüßte nicht. Ich stehe zwar in keinem Verkehr mit dem Manne oder mit seiner Familie. Etwas Verdächtiges hätte mir aber doch auffallen müssen. Die Leute leben still und eingezogen.

Aus wie vielen Mitgliedern besteht die Familie?

Der alte Mann lebt allein mit seiner Tochter, einer kränklichen, kinderlosen Wittwe. Seit einiger Zeit hält sich ein Neffe bei ihm auf, ein —

Nun?

Gleichfalls ein stiller, eingezogener Mensch.

Sein Aeußeres? — Sein Alter?

Anfang oder Mitte der zwanziger Jahre, eine lange, aber nicht übel gewachsene Figur.

Weiter!

Rothes Haar —

Ha! Und ein schwarzes Pflaster über dem einen Auge?

Richtig! Herr Amtsdrost scheinen ihn bereits gesehen zu haben.

Wie lebt der junge Mensch?

Er soll Student sein und das Auge im Duell

verloren haben. Um das andere Auge in der Landluft zu stärken, hält er sich hier bei seinem Oheim auf. So heißt es.

Und seine Lebensweise?

Er ist fast beständig einheimisch. Nur die Mittag- und Abendstunden pflegt er in dem Park zuzubringen. Dort soll er sich meist in dem dichten grünen Gebüsch aufhalten, weil Licht und Luft dort besonders wohlthätig für seine Augen seien. Meine Kinder sahen ihn viel in der Nähe des verfallenen chinesischen Pavillons, öfters auch in diesem.

Um die Mittagszeit, sagen Sie?

In der Regel von zwölf bis drei Uhr, wenn die Hitze am größten ist. Die Luft ist dann dort unter den dichten Bäumen und an dem Bache am kühlsten.

Lieber Hollstein, der junge Mensch ist ein von der Polizei verfolgter, schwerer Verbrecher.

O weh!

Wie so?

Armer Castellan, fangen wir den auch einmal?

Schadenfrohere Züge mag ein Subalternengesicht selten abgespiegelt haben, als in diesem Augenblick das Gesicht des Actuarius Hollstein.

Ist etwas an's Amt gekommen? fragte er.

Das nicht. Ich habe auf anderem Wege Kenntniß erhalten. Mit der Sache muß es eine eigen-

thümliche Bewandniß haben, es scheint ein Geheimniß darin verborgen zu sein.

Ei, ei, ein Geheimniß?

Lieber Hollstein, ich kann Ihnen vollständig vertrauen?

Wie Ihnen selbst, würde ich antworten, wenn die Antwort nicht zu vermessen klänge.

Vor wenigen Augenblicken war ein Criminal-Commissarius aus der Residenz hier mit dem unmittelbaren Auftrage des Ministeriums, den Menschen zu arretiren. Er verlangte meine Assistenz, ich verlangte dagegen seine Legitimation. War es überhaupt schon auffallend, daß kein öffentlicher Steckbrief den als gefährlichen Verbrecher bezeichneten Menschen verfolgte, so fiel mir noch mehr das geheimnißvolle Wesen des Commissarius auf, besonders die Scheu, mir seine Legitimationspapiere genauer sehen zu lassen. Um desto aufmerksamer wurde ich natürlich, und denken Sie sich meine Ueberraschung, als ich zwar nicht eine erwartete Aufklärung des Geheimnisses erfuhr, dagegen, trotz der Vorsicht des Polizeimanns durch einen raschen Blick in das Papier entdeckte, daß auf die gefängliche Einbringung des Verfolgten ein Preis von dreihundert Louisdor gesetzt ist.

Dreihundert — ?

Louisdor! Der Schuft will die Beamten des Amts darum betrügen, wenigstens um die Hälfte, die bei der Assistenz von Seiten des Amtes unbedenklich demselben zustehen würde.

Was haben der gnädige Herr beschlossen? fragte mit leuchtenden Augen der Actuarius.

Einen Entschluß müssen wir jetzt fassen, lieber Hollstein, Sie und ich.

Unterthänigster Diener!

Ich habe den Menschen nach zwei Stunden wieder herbestellt, um alsdann das Nähere mit ihm festzustellen. Unterdeß geben Sie Ihren Rath.

Die Sache erscheint mir einfach. Vor Allem kommt es darauf an, daß kein Aufsehen gemacht wird.

Richtig! Die Sache muß möglich unter uns bleiben. Jetzt, wie künftig. Sie müssen nun für Ihre Person die ganz selbstständige Leitung und Ausführung übernehmen, auch allein den Namen dazu hergeben. Ich würde, da der Polizeibeamte einmal mit mir conferirt hatte, durch eine directe Einmischung compromittirt werden. Ich liquidire demnächst den ausgesetzten Preis für Sie, und Ihr Antheil davon bleibt Ihnen jedenfalls gewiß.

Unterthänigster Diener!

Also weiter?

Ich beordre Ihre beiden Jäger. Der Mensch ist allein. Sie werden ausreichen. Es ist ein einzelnes, dazu krankes Wild, das sie, in dichtem, ihnen bekanntem Gehege umstellen. Es kann ihnen nicht entgehen.

Vortrefflich! Die Jäger sind völlig zuverlässig und verschwiegen.

Einen verschlossenen Wagen halten Eure Gnaden bereit. Den Bericht an den Herrn Minister werde ich sofort fertig machen. In dem Bericht sage ich, daß ich zufällig von der Verfolgung des anbei übersendeten, gefährlichen Verbrechers Kenntniß erhalten, und daher nicht ermangelt hätte, ihn, da selbiger der Flucht sehr verdächtig, fördersamst, ohne speziellen höheren Befehl abwarten zu dürfen, zu verhaften. Mit dem Berichte und den Jägern packen wir den Menschen in den Wagen, und er ist bereits im Vorzimmer des Herrn Ministers, wenn der Herr Commissarius sich einredet, ihn noch hier zu fangen.

Und diesen bestelle ich auf heute Abend.

Unter dem Vorwande, daß die Executionen und die Einsetzung des Geistlichen nicht früher Zeit gewährten.

Treffen Sie sofort alle Anordnungen.

Auf der Stelle!

Der Actuarius entfernte sich mit einem Gesicht,

in dessen zufriedenen Zügen zu lesen war: Hundert Louisdor von den Dreihundert gehören mir!

Der Amtsdrost aber rechnete anders: Einen Louisdor wird jeder der Jäger erhalten müssen, achtzehn sind vollkommen genug für den kleinen, dürren Spitzbuben, mithin bleiben zweihundert und achtzig für mich!

Er hatte seine allerdings sehr einfache Berechnung kaum vollendet, als vor dem Zimmer mehrere, wie es schien, heftig gegen einander sprechende Stimmen laut wurden. Er konnte darunter mit Bestimmtheit nur die seines Bedienten unterscheiden, der gegen die übrigen anzukämpfen schien. Nachdem der Wortwechsel eine Weile gedauert hatte, wurde auf einmal die Thür mit Gewalt weit aufgerissen. In derselben stand der Bediente, vor ihm standen fünf Bauern. Der Bediente bemühte sich vergeblich, die Thür wieder zuzumachen und den Bauern den Eingang zu wehren. Die kräftigen Arme der Landleute packten ihn und warfen ihn nach kurzem Widerstreben wie einen Federball auf die Seite.

Ihre Hüte abnehmend, traten die Bauern in das Zimmer des Amtsdrosten. Einer von ihnen ging voraus, die vier Anderen folgten zu zwei und zwei.

Das Eindringen war so rasch geschehen, daß der Amtsdrost nicht Zeit gehabt hatte, einen bestimm-

ten Plan über sein Verhalten zu fassen, noch weniger seinem Bedienten zu Hülfe zu kommen. Sein Verhalten gegen die Bauern, deren Absicht nach den heute bevorstehenden Executionen ihm nicht im Geringsten zweifelhaft sein konnte, mochte freilich seine Schwierigkeiten haben. Hatte er auch noch vorhin dem Actuarius gegenüber in den bekannten, absolutistischen Sätzen sich ausgesprochen, daß das Volk eben nur als „Volk", als misera contribuens plebs, als Gesindel, das nur zum Steuern bezahlen da ist, zu betrachten sei, daß man es in einer unbedingten Abhängigkeit halten und ihm durchaus keine Rechte einräumen müsse, so war ihm doch seit kurzer Zeit, seitdem in Paris die Julirevolution ausgebrochen war und in ganz Deutschland eine große, wenn auch vorläufig nur mehr innerlich zuckende Bewegung hervorgerufen hatte, die praktische Anwendung solcher Sätze um so bedenklicher geworden, je mehr er sich selbst vielleicht sagen mußte, daß, wenn einmal Recht vor Gewalt gehen solle, gerade seine Stellung eine nichts weniger als haltbare mehr sein könne. Die Nemesis stand im Sommer 1830 in Deutschland, wenn sie auch nur sehr dürftig mit dem Schwerte der Vergeltung waltete, wenigstens drohend und das Schwert zeigend vor manchem deutschen Schufte, daß er erbleichte und zitterte, freilich nachher auch wieder desto frecher und

übermüthiger wurde. Der Amtsdrost von Lilienthal war indessen zu sehr Aristokrat und zugleich Bureaukrat, als daß er sich der Bedenken nicht hätte für diesmal noch entschlagen sollen.

Mit kräftiger Stimme, seinem finstren Blicke den drohendsten Ausdruck gebend, sprach er zu den eintretenden Bauern, indem er sich dicht vor sie stellte: Wer etwas bei mir zu suchen hat, läßt sich drüben in der Amtsstube melden. Ihr wißt das längst!

Herr Amtsdrost, nahm der Vorderste der Bauern das Wort mit ruhiger, fast bescheidner Stimme, wir waren in der Amtsstube und baten um Gehör bei Ihnen; man verweigerte, Sie zu rufen. —

Mit Recht, weil die Geschäftsstunde noch nicht geschlagen hat. So wie sie geschlagen hat, werde ich dort sein. Hier gebe ich Euch kein Gehör!

Er zeigte mit der Hand nach der Thür, um den Bauern zu bedeuten, daß sie sich zu entfernen hätten und drehte ihnen darauf den Rücken zu.

Die Bauern aber blieben ruhig stehen und ihr Sprecher hob wieder an: Herr Amtsdrost, mit dem Schlage der Geschäftsstunde sollen die Executionen beginnen, dann ist es zu spät für das, was wir Ihnen zu sagen haben. Sie müssen uns hier Gehör geben.

Ich muß? Ich muß? Wer von Euch hat mir

zu befehlen? Hier in meiner eignen Stube? Im Augenblick fort von hier.

Herr Amtsdrost, wir verlangen, daß Sie uns hören und es ist Ihre Pflicht, uns zu hören.

In meiner Privatstube nicht. Ich bin hier Hausherr, wie Ihr es in Eurer Stube seid. Ich werde mein Hausrecht gebrauchen, wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle entfernt.

Herr Amtsdrost, Sie sind Beamter, Sie müssen die Leute hören; dafür werden Sie vom Staate bezahlt.

Von uns! rief Einer der Bauern. Wir armen Bauern müssen die Steuern bezahlen und die reichen Gehälter der Beamten.

In dieser Stube höre ich Niemanden, wiederholte der Amtsdrost. Ich werde Gewalt brauchen, um mein Hausrecht zu bewahren.

Thun Sie das nicht, erwiederte der Sprecher. Das ganze Dorf ist in der Nähe. Gewalt möchte nicht gut thun.

In der Amtsstube werde ich Euch hören.

Auch hier! Es wird sich gleich bleiben.

Sprecht.

Herr Amtsdrost! Wir kommen als Deputirte der ganzen Gemeinde zu Ihnen. Ich spreche im Namen der Gemeinde. Das Dorf gehörte seit Menschenge-

denken und länger, soweit die ältesten Urkunden reichen, den Grafen von Arnstein. Die Gutsherrschaft war uns immer eine gnädige Herrschaft, besonders der letzte Graf. Der Bauer wurde hier nicht gezwackt und ausgesogen. Wir bekamen alle mögliche Erleichterung. So lange wir zurückdenken, haben wir die Grundsteuer an den Staat schon nicht mehr allein bezahlt. Der Gutsherr trug die Häfte davon und rechnete sie uns bei unsren Abgaben an ihn zu Gute. Der Graf erklärte uns vertragsweise, er wolle nicht, daß der arme Bauer alle Steuern allein und doppelt und für den reichen Gutsherrn mit tragen solle. Das war recht und billig. Wir müssen an den Gutsherrn unsre schweren Abgaben entrichten, von Blut und Frucht, von Geld und Korn, wir müssen ihm frohnden mit Hand und Spann. Wir allein müssen aber auch die Steuern an den Staat bezahlen, Grundsteuer, Kopfsteuer, Chausseesteuer, Communalsteuer, Kriegssteuer, Universitätssteuer und wie sie weiter heißen. Der Edelmann, der Gutsherr, trägt nichts dazu bei. Er, der doch die meisten Grundstücke und von allen den Steuern allein oder meist den Vortheil hat. Wir armen Bauern und der Bürgersmann in den Städten, wir sind es allein, die den Staat und dazu den Edelmann erhalten müssen. Daß das unrecht war, das sah un-

ser Graf wol ein und darum wollte er wenigstens die Hälfte der Grundsteuer mit uns tragen. Das hat gedauert, bis der Fiskus das Gut in Besitz nahm. Seitdem haben wir die Grundsteuer allein entrichten müssen. Sie, Herr Amtsdrost, oder die Amtsdrostei, wollte die Abrechnung auf unsre Abgaben nicht mehr zulassen. Wir prozessirten. Wir haben den Prozeß verloren. Wir sind verurtheilt worden, für alle die letzten Jahre die zurückgehaltnen Abgaben nachzuliefern. Heute wollen Sie mit der Execution gegen uns verfahren.

Nun, und was wollt Ihr gegen das rechtskräftige Erkenntniß? unterbrach der Amtsdrost den Sprecher.

Dieser fuhr fort: Das rechtskräftige Erkenntniß ist ein ungerechtes. Abhängige Richter haben es gemacht. Der Fiskus hat gar keine Ansprüche an uns. Dieses Gut hat noch seinen rechtmäßigen Herrn, den jungen Grafen von Arnstein. Nur dem brauchen wir zu frohnden und zu steuern. Der Fiskus hat sich mit Unrecht in den Besitz gesetzt. Wenn aber auch das nicht wäre, auf alle Fälle ist er an die Verträge gebunden, die der Graf mit uns geschlossen hat.

Ich begreife nur nicht, sagte der Amtsdrost, wie Ihr immer und immer auf Gründe zurückkommen

könnt, welche die Erkenntnisse nach den Gesetzen längst haben verwerfen müssen.

Nach den Gesetzen, die von den Richtern verdreht sind, nach den Gesetzen, die dem Volke keine Rechte geben. Wir halten uns an das natürliche Gesetz, nach welchem Jedermann im Staate, der Vornehme wie der Geringe, Rechte haben muß. Die Zeiten werden jetzt anders, Herr Amtsdrost. Wir geringen Leute können nicht mehr ganz in der Unwissenheit erhalten werden. Die Franzosen haben dieser Tage ihren König weggejagt, der auch dem Volke keine Rechte geben wollte. Der Deutsche ist just so gut wie der Franzose, Herr Amtsdrost.

Ihr drohet mit Rebellion? —

Wir drohen nicht, wir sind gekommen mit der ruhigen und friedlichen Bitte an Sie, daß Sie die heutige Execution aussetzen und noch einmal unser Recht an das Ministerium berichten mögen.

Mit der Execution wird verfahren, heute, in einer Stunde! sagte mit der größten Entschiedenheit der Amtsdrost.

Herr Amtsdrost, es wird nicht damit verfahren, sagte nicht minder entschieden der Bauer.

Wir werden sehen!

Mit Ihren paar Mann uns regieren!! Das

ganze Dorf steht wie Ein Mann. Machen Sie kein Unglück.

Ich thue meine Pflicht. Ihr selbst ruft das Unglück über Euch.

Herr Amtsdrost, denken Sie auch an sich! Sie haben sich hier manchen Feind erworben, und ob mit Recht oder mit Unrecht, das mögen Sie am besten selbst sich sagen können!

Zu solchen unverschämten Drohungen kann ich nur lachen.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Ihr habt Euren Bescheid.

Wir haben Sie gewarnt, Herr Amtsdrost! Die Gemeinde ist um so aufgeregter, als es heißt, daß heute auch der neue Prediger mit Gewalt eingesetzt werden soll.

Das wird geschehen!

Auch das ist ein Unrecht. Seit Jahrhunderten hat die Gemeinde selbst ihre Prediger gewählt und berufen.

Das Patronat ist beim Gute; die Besitzer konnten es nicht vergeben.

Wir wollen das hier nicht untersuchen. Natürlich und vernünftig ist es, wenn die Gemeinde sich selbst und nicht ein dritter ihr den Prediger gibt; denn ihr Seelenhirt soll er ja sein. Empören aber

muß es die Gemeinde, daß gegen ihren Willen geradezu ein Mensch ihr aufgedrängt wird, dessen Heuchelei, Geiz, Habsucht und Falschheit ihn mit allen Gemeinden verfeindet hat, bei denen er bisher war.

Das Oberconsistorium kennt den Mann nur als fromm.

Weil er ein Heuchler, ein Pietist ist, will es ihn nicht anders kennen. — Noch einmal, Herr Amtsdrost, stehen Sie heute von der Gewalt ab. Es wird Blutvergießen geben und das Blut kommt über Sie.

Lächerlich.

Wir haben unsere Pflicht gethan. Wir können die Gemeindemitglieder nicht mehr zurückhalten, denn sein Recht läßt der Bauer sich nicht nehmen.

Der Bauer wollte noch weiter sprechen, seine Gefährten hielten ihn davon ab; mit verhaltenem Zorn sagten sie: Komm, Gevatter, das Reden ist hier unnütz.

Sie gingen. Der Amtsdrost sah ihnen nach mit einer Miene, die nicht so zufrieden war, als vorhin bei Berechnung der dreihundert Louisdor.

In dem entlegensten Theile des zu der Amtsdrostei gehörigen Parks ging ein junger Mann spatzieren. Es war eine hohe, schlanke Gestalt. Der

junge Mann ging langsam und gebückt. Das lebhafte Auge — man sah nur eins, denn das andere war mit einem breiten, schwarzen Pflaster bedeckt — sah bekümmert. Er ging in einer breiten, schattigen Allee von Lindenbäumen. Um ihn her war verworrene Wildniß. Die Bäume selbst, welche die Allee bildeten, schienen die frühere vieljährige Zucht des Gärtners nicht vergessen zu haben. So wie ihre Stämme hoch und grade standen, so streckten auch ihre Zweige noch immer zu runden, wohlgeformten Kronen sich aus. Desto größer waren Verwirrung und Wildniß im Uebrigen. Verdorrte und abgefallene Zweige lagen überall in der Allee umher, unter ihnen hervor und neben und zwischen ihnen wucherten Pilze, wildes Gras, schwarzes Moos. Das Boskett zu beiden Seiten war zu einem fast undurchsichtigen Gestrüpp von Dornen, Rankengewächsen und anderem niedrigen Buschwerk geworden. Ein schmaler Pfad, der sich hindurch wand, war kaum zu passiren. Er führte zu einem Bache, der nur noch langsam floß, denn hartes und breites Schilf, das von beiden Ufern bis fast in seine Mitte hineingewachsen war, hemmte seinen Lauf. Früher hatte eine Brücke über ihn geführt. Ein Brett, vielleicht erst in neuerer Zeit lose hingelegt, verband jetzt seine Ufer; an dem jenseitigen Ufer stand zwischen hohen, schattigen Ul-

men ein Pavillon in chinesischer Bauart nach dem Geschmacke des vorigen Jahrhunderts. Er war verfallen. Die Stufen der beiden Treppen, die von zwei Seiten zu ihm hinaufführten, waren lückenhaft und schienen so morsch, als wenn man es kaum wagen dürfe, sich ihnen anzuvertrauen.

Der junge Mann — der Graf Eduard von Arnstein — durchwandelte langsamen Schrittes die Allee von Linden. Wol sah sein Auge die Verwüstung und Verwirrung in der Allee wie außerhalb derselben.

Das Schloß war in früheren Jahren fast regelmäßig der Sommeraufenthalt seiner Eltern gewesen. Auch er hatte die frühesten Jahre seiner Kindheit hier zugebracht. Theils dunkele, theils aber noch lebhaftere Erinnerungen jener Zeit waren in seinem Gedächtnisse. Der chinesische Pavillon mit seiner Umgebung war sein Lieblingsaufenthalt gewesen. Hier hatte er manchmal mit seinen Eltern gesessen und ihren Reden gelauscht. Hier hatte er Abschied von ihnen genommen, als er nach Genf ging. Hier hatte er sie zum letzten Male Beide zusammen auf heimischem Boden gesehen. Es war alles jetzt ganz anders wie damals; so wie die Allee und das Boskett, der Bach, der Pavillon und der ganze Park damals glatt, geebnet, ruhig fließend

und wohlgeordnet dagelegen hatten, so lag auch das Leben in jener Zeit für ihn und vor seinen Augen geebnet und geordnet da. Jetzt war der Park eine Wildniß und war es sein Leben minder? Von dem Vater und der Gattin hatte er keine Nachricht. Beide waren für ihn verloren. Was hatte er der jammernden Mutter wiederzubringen? Sich selbst zwar, aber mit einem Leben, das durch den Verlust jener in seinem innersten Kern angefressen war.

Alle seine Bemühungen, die verschwundene Gattin aufzufinden, waren vergeblich gewesen. Er hatte nicht die geringste Spur von ihr zu entdecken vermocht. Es konnte ihm bald nicht verborgen bleiben, daß er selbst der Gegenstand einer zwar geheimen, aber desto eifrigeren Verfolgung sei, deren Quelle und Veranlassung ihm nicht zweifelhaft war. In welcher persönlichen Gefahr er aber auch schwebte, seinen Nachforschungen konnte er nicht ganz entsagen. Um sie wirkungsvoller fortsetzen zu können, entdeckte er sich dem Castellan auf der Amtsdrostei, dem vieljährigen und treusten Diener seiner Eltern. Gern gewährte der alte Mann ihm Aufenthalt. Hier, in der Nähe der Residenz, auf einer jetzt landesherrlichen Domaine, glaubte er, zumal in seiner äußeren Entstellung sich um so sicherer, als er voraussetzen durfte, daß Niemand an sein Wagniß denken werde, dem

verfolgenden Feinde gleichsam unmittelbar unter das Auge zu treten! Andrerseits war er hier den Nachrichten über die verlorenen theuren Personen am nächsten. Nur Schrader und der Geigenfritz, die Beide für ihn und mit ihm wirkten, kannten seinen Aufenthaltsort.

Er hatte von Beiden seit acht Tagen keine Nachricht; die er mit schmerzlicher Sehnsucht erwartete. Sie wußten, daß sie ihn täglich um die Mittagszeit in der Nähe des Pavillons treffen würden. Er wartete auch heute auf sie.

Er war in der That noch nicht lange auf und ab gegangen, als er die wohlbekannte Figur des Geigenfritz gewahrte. Der braune Mann wand sich mühsam durch das dichte Gestrüpp, aber dennoch so vorsichtig und geräuschlos, daß der Graf auch in der Nähe ihn nur sah, aber nicht hörte. Auch der Geigenfritz hatte den Grafen bemerkt und winkte ihm zum Pavillon hin.

Dorthin wendeten Beide ihre Schritte.

Sie erstiegen die Stufen zu dem Pavillon, jeder auf einer anderen Treppe. Der Pavillon lag hoch. Er hatte oben ein geräumiges Zimmer. In den Salon führten zwei Thüren von jeder der beiden Treppen. Die Seitenöffnungen waren mit Läden verschlossen. Diese waren so schadhaft und mit so vie-

len Ritzen und Löchern versehen, daß hinreichendes Licht durchfiel. Verfallen, wie das Aeußere, war das Innere des luftigen, ausländischen Gebäudes. Die Bretter des Fußbodens in dem Zimmer lagen theilweise nur noch lose; man konnte durch ihre weiten Fugen in den unter demselben befindlichen Raum sehen, der früher zum Aufbewahren von Gartenwerkzeugen gedient hatte.

Der Geigenfritz machte, nachdem sie in das Zimmer eingetreten waren, dessen beide Thüren vorsichtig zu.

Was bringst Du? fragte ihn der Graf.

Gute Nachrichten, Herr Eduard!

Laß hören.

Aber geduldig müssen Sie sein und mich hübsch in der Ordnung erzählen lassen. Sie wissen, ich bin ein alter Mann, den man nicht aus seiner Ordnung herausbringen darf, wenn er nicht confus werden soll.

Ohne Vorrede, ich bitte Dich!

Sie sind schon ungeduldig. Hören Sie: Sie wissen, wie ich die kleine Anna in der Festung untergebracht habe.

Ich weiß.

Sie wissen auch, daß die kleine Anna schon meh-

rere Wochen in der Festung gewesen war und wir noch nichts wußten.

Ich weiß! Weiter.

Vor einigen Tagen hat die Kleine endlich Entdeckungen gemacht. Seit vier Tagen bin ich in dem Besitze.

Und heute bist Du erst hier!

Sehr natürlich. Vor drei Tagen war ich in der Nähe, aber da ich die Ehre habe, eben so wol wie Sie verfolgt zu werden, wahrscheinlich als der Helfershelfer des Herrn Eduard Buschby seligen Andenkens und einige Gensdarmen wirklich auf meiner etwas breiten und langen Fährte waren, so wollte es mir nicht gelingen, früher als heute zu Ihnen zu kommen.

Erzähle weiter.

Zuerst eine interessante Nachricht: Sie wissen wol nicht, daß auf Ihre Person, freilich noch nicht auf Ihren Kopf, ein Preis von dreihundert Stück Louisdor gesetzt ist?

Ich konnte es voraussetzen. Komm nur zur Sache.

Die Sache, ich meine wegen des Preises, ist übrigens nur vertrauten Polizeimännern bekannt gemacht worden. Man scheint Rücksichten zu nehmen.

Ich erfuhr sie zufällig. Ich komme unmittelbar aus der Residenz; doch davon nachher.

Ich bitte Dich, sagte der Graf ungeduldig, komm endlich zur Sache.

Ich bin dabei, hören Sie nur: Unsere Gesuchten sind auf der Festung.

Wer? Alle? Auch Amalie? fuhr der Graf auf.

Geduld, ich bitte Sie. Zwei von ihnen hat die Kleine gesehen und gesprochen, Horberg und Vorhöff. Doch, die stehen Ihnen ferner. Einen hat sie gesprochen, aber nicht gesehen, Ihren Vater —

Meinen Vater? Sie hat ihn gesprochen? Er ist dort? Auf der Festung? Er lebt also?

Ruhig, ruhig! Er lebt, er ist dort, sie hat ihn gesprochen.

Was macht er?

Er wird sich nach der Freiheit sehnen.

Und Amalie?

Ich bedaure, sagte der Abenteurer mit einem plötzlich veränderten Tone, mit einem Tone, der ungeheucheltes, herzliches Gefühl aussprach, ich bedaure, über die Prinzessin Ihnen noch nicht die geringste Nachricht mittheilen zu können. Sie müssen sich fassen und — gedulden.

Der junge Mann ging schweigend, beide Hände über das Gesicht gelegt, auf den krachenden, mor-

schen Dielen auf und ab. Der Alte verfolgte ihn mit theilnehmenden Blicken.

Fahre fort, sagte der Graf nach langer Zeit, erzähle von meinem Vater.

Es thut mir leid, Herr, daß ich auch von ihm nur wenig berichten kann. Das Mädchen hat ihn durch die Thür seines Gefängnisses kaum nach seinem Namen fragen und ihm mittheilen können, daß Sie leben und für seine Befreiung arbeiten. — Aber ich habe andre Nachrichten, Herr Eduard, Nachrichten aus der Residenz, die Sie interessiren werden.

Der junge Mann horchte auf, trotz des tiefen Schmerzes, der sein Innres drückte.

Der Andre erzählte, bald wieder in seine gute Laune zurückkehrend: Ich habe in meinem Leben nicht viel auf die Franzosen gehalten und schon als Junge habe ich mich über die Moden geärgert, die von Paris kamen. Sie werden mir es auch zugestehen, Herr Eduard, denn als gelehrter Herr wissen Sie es besser als ich, daß die Franzosen von jeher verzweifelt wenig Gutes hierher nach Deutschland gebracht haben. Aber solch' eine Pariser Revolution ist ein so gar übles Ding für die Deutschen nicht. Sie sollten sehen, wie die Leute überall in den deutschen Gauen, von denen sie so gern schwatzen, lebendig geworden sind, seitdem sie von dem Aufstande

in Paris und von der Verjagung des Königs gehört haben. Ueberall wird wieder von Rechten des Volks, von Freiheit, von Tyrannenketten und dergleichen gesprochen. Ich habe meine Freude daran und schüre. Meine absonderliche Freude aber hatte ich gestern Abend in der Residenz. Ueberall in den Straßen Unruhe, Bewegung, Haufen, die umherzogen und Freiheitslieder sangen, andre, die dem neuen Herrn Minister von Eilenthal und der gnädigen Frau von Horberg Pereats riefen, wenn auch noch mit etwas gedämpfter Stimme — das Obligate wird schon nachkommen — wieder andre Gruppen, die zwar ruhig standen und zusahen, aber desto mehr die Vorbeiziehenden hetzten, dazwischen eine heulende, lärmende und pfeifende Straßenjugend. Aus der Sache kann etwas werden, die Anlage ist gut. Und es wird etwas daraus werden, schon heute Abend, Herr Eduard.

Heute? — Der Graf wurde aufmerksamer.

Meine beste Freude hatte ich nämlich, als ich unsre alten Freunde besuchte. Sie kennen Sie wol?

Ich verstehe Dich nicht.

Ich war bei den beiden Bürgern, die Sie im vergangnen Jahre gegen die Unverschämtheit einiger kleinen Lieutenants in Schutz genommen hatten. Von ihnen erfuhr ich, daß man das Treiben des Stra-

ßenpöbels absichtlich dulde und unterstütze und daß am heutigen Abend die Revolution losbrechen solle.

Die Revolution?

Die Leute nennen es so. Sie haben alles vorbereitet. Heute Abend werden die Massen vor das Schloß ziehen und dann wird man so einige kleine unterthänige Bitten an Seine Hoheit stellen, zum Beispiel von wegen einer Verfassung und wegen Entlassung des Ministers von Eilenthal, sowie der zweiten Landesmutter, Frau von Horberg, und so weiter.

Heute, sagst Du? Heute Abend? fragte der Graf mit großer Lebhaftigkeit.

Ja, ja, heute Abend! — Aber warten Sie einen Augenblick. Wer ist denn das da?

Die Augen des sonderbaren Mannes hatten die Gewohnheit, stets nach allen Richtungen umherzuschweifen. Auch wenn er dem Anscheine nach an nichts Theil nahm als an dem, was unmittelbar neben ihm vorging, so suchte sein Blick doch stets andere Gegenstände auf, nahe und fern, bald auf dieser, bald auf jener Seite. So war er auch jetzt während der Unterredung mit dem Grafen Arnstein, vielleicht unwillkürlich und ohne alle Absicht, beständig dann an den einen, dann an den andren Fensterladen getreten und, indem er am angelegentlichsten in das Zimmer hineinsprach, spähten seine scharfen

Augen am eifrigsten durch die Oeffnungen und Ritzen in dem Gebüsch fast nach allen Richtungen umher.

Er hatte jene Worte mit dem Tone einer Ueberraschung ausgerufen, die er selten an den Tag zu legen pflegte.

Nachlässig, ohne Stellung und Blick im Geringsten zu verändern, setzte er sofort hinzu:

Herr Eduard, welchen Weg nehmen Sie gewöhnlich, wenn Sie in diesen Pavillon gehen?

Denselben, den ich vorhin kam.

Also aus der Allee über den Steg, der über den Bach führt?

Denselben.

Und auf welchem Wege kehren Sie zurück?

Auf dem nämlichen. Aber wozu diese Fragen?

Wozu? Treten Sie einmal hierher, aber vorsichtig, nicht zu dicht an den Laden, damit man sie von außen nicht sehen kann. — So, nun blicken Sie einmal nach dem Steg, unmittelbar rechts daneben, in das Gebüsch hinein.

Ich sehe nichts.

Sehen Sie scharf hin, unmittelbar auf jene Seite des Bachs, neben dem Steg.

Ich sehe nichts, das Buschwerk ist dort sehr dicht.

Dicht und dunkel, richtig, aber sehen Sie in dem dunklen Dickicht nicht etwas blitzen?

Ich sehe nur das Buschwerk.

Ihre Augen sind gut, ich weiß es, aber die meinigen, vielleicht dreimal so alt als die Ihrigen, sehen doch noch besser, wie ich merke. — Dort in dem Gebüsche hält sich ein Kerl verborgen in grünem Rocke mit blanken Knöpfen und, wenn mich nicht Alles täuscht, auch mit einem Gewehre.

Das unterscheidest Du?

Vor einigen Augenblicken deutlicher als jetzt. Leider kam mein Auge zu spät, um die Menschen ankommen zu sehen. Allein die Bewegung des Gebüsches, wahrscheinlich unmittelbar nach seiner Ankunft bemerkte ich noch. — Indeß, was halten Sie von der Sache, Herr Eduard?

Warum sich darüber den Kopf zerbrechen? Es wird irgend ein Neugieriger sein, der mich hier belauschen will, da ich täglich um diese Stunde hier bin, vielleicht einer von den Leuten des Amtsdrosten.

Ganz recht, aber fällt Ihnen nicht zufällig ein, daß man auf Sie einen Preis von dreihundert blanken Louisdor gesetzt hat, den gewiß Mancher gern verdienen möchte?

Die Polizei könnte sich meiner in dem Schlosse weit sicherer und leichter bemächtigen als hier. Ueberhaupt, wozu bedürfte sie eines geheimen Auflaurers?

Herr, Sie wissen, ich habe zuweilen Ahnungen. Auch jetzt —

Auch jetzt? lachte der Graf Arnstein.

Der Geigenfritz antwortete nicht weiter. Er sah den gebrechlichen Fußboden des Zimmers an, legte sich mit einem Knie auf denselben, rückte eine Diele auf die Seite, sah durch die Oeffnung in den darunter befindlichen Raum und sagte dann, indem er wieder aufstand:

Es geht. Die Höhe ist gering, der Keller da unten hat ein Loch, durch das man kriechen kann. Warten Sie hier einen Augenblick, ich bin gleich wieder bei Ihnen, aber halten Sie sich ruhig, daß man Sie von außen nicht entdecken kann.

Was willst Du beginnen?

Ich muß sehen, was der Mensch dort will.

Sei kein Thor!

Lassen Sie mich.

Er erweiterte rasch die bereits gemachte Oeffnung durch Zurückschieben der Dielen. Im Augenblicke nachher glitt er hindurch. Seine Länge kam ihm zu statten. Der Sprung, den er zu machen hatte, um den Fußboden des unteren Raumes zu erreichen, brauchte kaum einige Schritte zu durchmessen. Es geschah dies so leise, daß selbst der Graf unmittelbar über ihm es nicht hörte. Unten angelangt,

kroch er an ein in der hölzernen Wand befindliches, ziemlich geräumiges Loch. Er sah hindurch, nach allen Seiten in das Gebüsch spähend. Sein Auge gewahrte nirgends einen verdächtigen Gegenstand. Vor dem Gebüsch neben dem Steg, mithin auch vor den Blicken des darin Verborgenen war er gedeckt durch eine Menge hohen wilden Grases, das sich unmittelbar vor dem Loche befand. Er kroch durch dieses. Draußen im Freien richtete er sich nur eben hoch genug auf, um sich die Richtung des Stegs zu merken, dann kroch er weiter, durch das Gras, durch Gebüsch, Pfad, wieder Gras, wieder Gebüsch, immer behende und geräuschlos, wie ein großes, braunes, nur an Kriechen und Lauern gewöhntes Unthier, bis er an dem Graben angelangt war. Er hatte nicht die Richtung des Stegs genommen. Etwa fünfundzwanzig bis dreißig Schritte von demselben entfernt, erreichte er den Graben. Das hohe Schilf verdeckte ihn hier. Er kroch einige Schritte an dem Wasser entlang, bis er eine schmale, durch die Dürre des Sommers fast ausgetrocknete Stelle fand. Mit einem Satze war er am jenseitigen Ufer. Hier kroch er weiter, langsam, leise, immer kaum hörbar, bis dicht hinter das Gebüsch, in welchem der vermeintliche Verfolger und der von ihm Verfolgte verborgen war.

Er machte Halt und besah genau seine Umgebung. Sein Auge hatte ihn nicht getäuscht. In dem Gebüsche lag wirklich ein Mensch versteckt, in grüner Jägerlivree mit blanken Knöpfen, eine Büchse unter dem Arm, den Blick auf den Pavillon gerichtet. Der Mensch hatte sein Nahen nicht bemerkt, denn er lag ruhig, unverwandten Blicks.

Der Geigenfritz machte rasch seinen weiteren Plan. Das Gebüsch, in welchem der Jäger lag, war nach nur einer Seite hin offen, nach der Seite des Stegs hin, so daß der Verborgene ohne Hinderniß einen Jeden, der von dem Stege her kam, überfallen konnte. Diese Seite mußte, von dem Jäger unbemerkt, gewonnen werden. Bevor der Geigenfritz sich dahin aufmachte, zog er aus der weiten Tasche seines braunen Wammses einen mehrfach verschlungenen Strick hervor. Er ordnete und glättete die Schlingen, dann kroch er noch ein paar Schritte auf die Seite nach der Oeffnung des Gebüsches hin. Plötzlich stand er auf, fast riesengroß sich erhebend, und in demselben Augenblicke lag er mit der ganzen Länge und Breite seines Körpers über dem Jäger und dieser in seiner Schlinge.

Zu Hülfe! Dieser Laut entfuhr nur noch halb erstickt dem im Momente darauf geknebelten Munde des Jägers.

Also Du hast hier Hülfe in der Nähe, Camerad? sagte der Geigenfritz, indem er rasch seinem Gefangnen die Arme auf den Rücken band und mit einem gleich rasch hervorgezognen, zweiten Stricke dem so plötzlich wehrlos gewordnen auch die Beine fesselte.

Er nahm das Gewehr des Jägers und sagte leise und kaltblütig zu diesem: Wenn Du Dich muckſest, Camerad, so schlage ich Dir mit dem Kolben den Gehirnkasten ein.

Darauf stellte er sich nach dem Stege zu auf die Lauer, den Hahn der Büchse gespannt.

Er hatte ohne große Anstrengung seines Scharfsinns aus dem Hülferuf des Jägers entnehmen können, daß dieser nicht allein sei. Um so unzweifelhafter wurde es ihm, daß es auf irgend einen Fang abgesehen sein müsse, den er nur gegen den Grafen gerichtet glaubte. Klar wurde es ihm aber auch, daß unter solchen Umständen nichts gefährlicher sein könne als eine Flucht. Jeder Schritt konnte gradezu in die Hände eines verborgnen Verfolgers führen. Erwarten mußte er dagegen andrerseits, daß der Hülferuf des Jägers diesem wirklich Hülfe bringen werde.

Er hatte kaum dieses Alles überdacht, und seine Gedanken waren wahrlich keine langsamen, als von der andern Seite des Pavillons her Jemand eilenden

Schritts durch das Gebüsch herbeigelaufen kam. Es war ein zweiter Jäger in derselben Livree wie der bereits Bewältigte. Er eilte geraden Weges auf den Steg zu.

Der Geigenfritz hatte sich das so gedacht. Sein Plan war fertig. In dem Gebüsche versteckt, konnte er von dem Jäger, zumal in dessen hastigem Laufe, schwerlich früher entdeckt werden, als bis derselbe den Steg überschritten hatte. Unmittelbar an diesen reichte das versteckende Gebüsch. Im Augenblicke des Ueberschreitens wollte er über ihn herfallen. Sah der Mensch ihn aber früher, so sollte die drohende Büchse und, wenn zuletzt kein andrer Ausweg bliebe, die Anwendung derselben das ihrige thun. Das Gewehr im Arm stand er auf der Lauer.

Jetzt aber sollte es anders kommen, als er gedacht hatte.

Der Jäger eilte ohne Aufenthalt bis an den Steg; in dem Augenblicke aber, als er auf diesen seinen Fuß setzen wollte, hörte er hinter sich ein Geräusch. Er blieb stehen und drehte sich um. Von der Treppe des Pavillons flog der Graf Arnstein herunter, in gerader Richtung nach dem Stege hin. Augenscheinlich wollte er, den zweiten Jäger erblickend, dem Geigenfritz zu Hülfe kommen, den er mit mehrern im Kampfe glaubte.

Auch der Plan des Jägers schien schnell fertig, als er den Grafen sah. Die Büchse gespannt, blieb er ruhig stehen.

Als der Graf auf etwa zehn Schritte an ihn herangekommen war, rief er ihm ein lautes: Halt, oder ich schieße! entgegen. Zugleich rief er mit lauterer Stimme: Halloh hier! offenbar, um seinen Cameraden herbeizurufen.

Der Graf stand überrascht. Er war in der That in einer bedenklichen Lage. Ein Schritt vorwärts und der Mensch war im Stande, ihm eine Kugel in den Kopf zu jagen. Er sah zweifelhaft umher. Es war kein Gegenstand in der Nähe, der ihn schützen konnte. Auch den Geigenfritz sah er nicht, den sein Blick suchen mochte. Er richtete fest das Auge auf den Jäger. Sollte er auf ihn losgehen? Sollte er dem Schusse entgegenstürzen? Sollte er es darauf ankommen lassen, daß die Kugel fehl gehe oder ihm das Gehirn durchbohre?

Es war zwar anders gekommen, als der Geigenfritz gedacht hatte, aber die veränderten Umstände fanden ihn nicht rathlos. Im Gegentheile, er wußte sie rasch zu benutzen. So wie der Jäger sich von ihm abgewandt und das Gewehr auf den Grafen angelegt hatte, warf er eilends seine Büchse fort und war mit einem Satze auf dem Steg, mit dem

zweiten bei dem Jäger. Ein gleichzeitiger Griff der kräftigen Faust in den Nacken des Jägers warf diesen zu Boden, bevor er einmal die Gefahr, die ihm von hinten drohte, hatte ahnen können.

Nun aber auch ganz ruhig, mein vortrefflicher Jägersmann, sagte der Geigenfritz freundlich ermahnend zu dem am Boden Liegenden, indem er das Gewehr ihm aus der Hand riß und es in das Gras warf.

Der Jäger machte gute Miene zu bösem Spiel. Was sollte er anders? Daß Gewalt gegen die riesige Kraft des braunen Mannes vergeblich war, fühlte er an dem Gewicht der Hände, die ihn fest hielten. Zum Ueberfluß war der Graf da.

Der Graf nahte.

Was fangen wir mit dem Burschen an? fragte ihn der Geigenfritz. Der Andre liegt dort geknebelt. Er zeigte auf das Gebüsch jenseits des Steges.

Ich denke, antwortete der Graf, wir binden auch diesen, entfernen uns dann und schicken ein Billet ins Schloß, um das Schicksal der beiden Menschen zu melden, damit sie hier nicht verunglücken.

Das letztere ist später noch früh genug, erwiederte der Geigenfritz.

Er band mit großer Ruhe dem Jäger Arme und Beine zusammen.

Dann hob er zu ihm an: Jetzt, Camerad, werde ich einmal Deinen Beichtvater machen. — Vorher, Herr, wandte er sich an den Grafen zurück, nehmen Sie dort die Büchse aüf und auch die zweite, die in jenem Gebüsche liegt. Man muß auf alle Fälle bedacht sein.

Der Graf holte beide Gewehre herbei, Eins behielt er, das zweite legte der Geigenfritz sich zur Seite, daß er es in jedem Augenblicke zur Hand hatte.

Nun, Camerad, wie Viele von Euch Schuften liegen hier auf der Lauer?

Der Jäger schwieg.

Ach, das Wort Schuft hat vielleicht Deinen Beifall nicht. Wie viele Gehülfen hast Du zu Deinem heutigen edlen Waidwerke?

Der Jäger schwieg verstockt.

Camerad, übernimm nicht die undankbare Rolle des Märtyrers. Sieh, Freund, ich muß mir denken, daß es dem Leben des Herrn da und vielleicht auch dem meinigen gilt und unser beider Leben ist mir wenigstens so viel werth, als das Deinige. Du wirst Dich also überzeugen, daß ich nicht spaße.

Er zog ein breites Messer hervor.

Der Blick des Jägers wurde minder frech. Die Argumente des Mannes, in dessen Gewalt er war,

mochten ihm einleuchten. Auf Hülfe konnte er nicht rechnen, da er gehört hatte, daß sein Gefährte geknebelt da lag.

Was wollen Sie von mir?

Wie viel sind Eurer hier?

Mein Camerad und ich.

Weiter Niemand? Ich steche Dich nieder, so wie ein Dritter sich blicken läßt.

Niemand!

Was wolltet Ihr?

Der Mensch besann sich nur kurze Zeit.

Den Herrn dort! sagte er und zeigte auf den Grafen.

Ich dachte es. Und was sollte mit ihm geschehen?

Der Herr Actuarius hat uns befohlen, ihn zu greifen.

Und dann weiter?

Und an den Herrn Actuarius abzuliefern.

Und dann noch weiter?

Er sollte in einem Wagen in die Residenz transportirt werden.

Aha! Dahin können wir ohne Euch und Euren Wagen gelangen.

Sei nächstens vorsichtiger, Camerad. Jetzt lebe wohl.

Er hatte neben dem Gebundnen gekniet und stand jetzt auf.

Lassen Sie uns gehen, sagte er zu dem Grafen. Auf alle Fälle ist Vorsicht am besten, setzte er hinzu, indem er beide Gewehre nahm und sie in das Wasser des Grabens warf.

Sie gingen. Der Geigenfritz schritt mit seinen langen Beinen vorauf. Der Graf konnte ihm kaum folgen. Er lenkte seine Schritte nach der Lindenallee hin, in dieser aber in einer dem Schlosse entgegengesetzten Richtung weiter.

Wohin führst Du mich? fragte der Graf.

Sie wollen wol zum Schlosse zurück, um sich von einem andern Schurken greifen zu lassen?

Er schien verdrießlich zu sein.

Zum Schlosse möchte ich, antwortete der Graf, aber nicht zu diesem Zweck, sondern um von dem braven Castellan Abschied zu nehmen.

Herr, fuhr der Geigenfritz zornig heraus, heute ist es nicht richtig mit Ihnen. Wer, zum Satan, führte Sie vorhin gradezu in den Lauf des Gewehrs jenes Hallunken?

Ich sollte Dich wol allein lassen in der Gefahr, in dem Kampfe mit Zweien?

Herr Eduard, um mich bekümmern Sie sich künftig nicht mehr, wenn Sie nicht wollen, daß ich ein für allemal meine Hände gänzlich von Ihnen abziehe.

Je ernsthafter er die Worte sprach, desto mehr nöthigten sie dem Grafen ein Lächeln ab.

Laß es gut sein, Alter, sagte er. Aergere Dich nicht wieder. Der Aerger scheint Deine Sinne abzustumpfen, sonst wäre ich wol nicht der erste, der dort unsren Freund Schrader ankommen sieht.

Das hat man davon! brummte der Geigenfritz.

Schrader bog wirklich in die Allee ein in der Richtung nach dem chinesischen Pavillon.

Er wurde angerufen. Man vereinigte sich mit ihm.

Ich fürchtete schon, Sie nicht zu treffen, sagte Schrader zu dem Grafen. In Ihrem Dorfe ist große Aufregung. Das Volk zieht in Masse gegen das Schloß. Es stieg in mir ein Gedanke auf, als wenn Sie damit in Verbindung ständen. Meine Gedanken waren, wie ich sehe, zu ängstlich. — Sie müssen sofort mit mir. Ich bringe entscheidende Nachrichten.

Welcher Art?

Daß die Gesuchten leben, auch Ihr Vater, und alle Drei in der Festung aufbewahrt werden, wird Ihnen unser Freund, der Geigenfritz berichtet haben.

Ich habe es von ihm erfahren. Und meine Gattin —?

Leider haben wir von ihr noch immer keine Nachricht. Ich verzichte indeß nicht darauf, in näch-

ster Zeit über ihr Schicksal etwas zu erfahren. Ich komme von der Festung her, Alles ist dort zu einem Handstreiche vorbereitet.

Zur Befreiung der Gefangenen?

Zu ihrer Befreiung. Auf Morgen. Die kleine Anna Hammer, eben so muthig als klug, hat sich, nach der Anweisung des alten Schelmen da — er zeigte auf den Geigenfritz — in Besitz eines Wachsabdrucks zu den Schlüsseln des äußeren Festungsthores zu setzen gewußt. Sie hat mir ihn ausgehändigt. Ein Nachschlüssel wird danach gearbeitet und noch heute fertig werden. Morgen ist der Geburtstag des Commandanten, er wird in der Festung gefeiert, die alten Soldaten pflegen dabei zu trinken wie alte Soldaten. Morgen Abend machen wir einen Ueberfall. Die Garnison besteht in diesem Augenblicke aus kaum dreihundert Mann, darunter sind Kranke und Invaliden. Der Nachschlüssel öffnet uns das Thor. Mit unseren Freunden habe ich fünfhundert bewaffnete und entschlossene Männer zusammengebracht. Von diesen überrumpelt, wird die schwache, wein- und schlaftrunkene Besatzung sich nicht lange halten können. Die Gefangenen werden bald unser sein.

Der Graf Arnstein hatte nachdenklich zugehört.

Ich bedaure, erwiederte er, als Schrader geendigt

hatte, auf Ihren Plan meinerseits nicht eingehen zu können.

Ich bin gekommen, um Sie abzuholen. Man erwartet Sie.

Ich muß mich ihm sogar entschieden widersetzen.

Der Befreiung Ihres Vaters? In der That, ich begreife Sie nicht.

Ihr Plan scheint mir einerseits schlecht berechnet. Der Ueberfall einer Festung, zumal mit einem irregulairen, nicht kampfgeübten Haufen, ist stets bedenklich. Der geringste Umstand, auf den man nicht gerechnet hat, kann ihn zum Scheitern bringen und mich dünkt, Sie haben auf viele Umstände nicht gerechnet.

Ich zweifle. Wir kennen die Localität sehr genau und haben alles berechnet. Ich habe nur für nöthig erachtet, Ihnen die allgemeinsten Umrisse mitzutheilen.

Abgesehen hiervon, ich werde, zumal dem zweifelhaften Erfolge gegenüber, nicht darin willigen, daß Hunderte von Menschen unglücklich gemacht werden. Die Befreiung der armen Gefangenen muß in andrer Weise gelingen als durch einen zweifelhaften, jedenfalls aber blutigen Kampf.

Nach unserem Plane, bei der Ueberrumpelung, kann nur wenig Blut fließen.

Gleichviel. Sollte auch nur ein einziges Menschenleben geopfert werden, ich würde es mir nicht verzeihen.

Freund, nur nicht sentimental! — Ohne Kampf kein Sieg! Ohne Blutvergießen kein Kampf! Nach Ihren sentimentalen Ideen müßte ein geknechtetes Volk ewig in der Sklaverei liegen.

Wir wollen darüber jetzt nicht streiten, ich will Ihnen dagegen ferner die endlosen Verfolgungen gegen die Männer, die uns ihre Kräfte leihen, zur Erwägung geben. Wir retten uns ins Ausland; sie bleiben.

Diese Sorge macht Ihnen Ehre, sie ist aber unnöthig. Meine Leute sind größtentheils Schmuggler, wie das vortreffliche Steuerabsperrungs = System der deutschen Regierungen sie in Unzahl an den Gränzen anzuhäufen pflegt. Sie wachsen über Nacht aus den Wäldern und Höhlen, in denen sie am Morgen spurlos wieder verschwunden sind.

So bedenken Sie zuletzt die arme Anna Hammer. Wie wäre es mir möglich, dieses hingebende, aufopfernde Kind einer Gefahr auszusetzen, in die Ihr Plan sie nothwendig hineinwerfen muß! — Ich beschwöre Sie, lieber Schrader, von Ihrem unglücklichen Vorhaben abzustehen.

Es ist zu spät! Alles ist vorbereitet, auch die Gefangenen.

Und sie haben eingewilligt?

Das Mädchen sagt es.

So kennen sie die Gefahr, die wahre Lage der Dinge nicht. Das edle Kind hat sie getäuscht. Ich beschwöre Sie nochmals, geben Sie Ihren Plan auf.

Es ist zu spät, lieber Arnstein.

Schieben Sie ihn wenigstens auf, nur um Einen Tag.

Was sollte der Eine Tag?

Viel! Ich habe einen anderen Plan, hoffentlich einen sicherern, jedenfalls einen unblutigen. Sein Gelingen muß sich bis morgen ausweisen.

Können Sie mir Ihren Plan mittheilen?

Ich bedaure, nein.

Graf Arnstein, habe ich Ihr Mißtrauen verdient?

Meine Ehre verbietet mir, ihn mitzutheilen. Vertrauen Sie mir.

Ich vertraue Ihnen. Durchkreuzen sich unsere Pläne? Macht die Ausführung des meinigen den Ihrigen unmöglich?

Der Eine steht dem Anderen nicht im Wege.

So kann der meinige nicht zurückgenommen werden. Schlägt der Eine fehl, so wird der Andere

gelingen. Beide werden sie nicht scheitern. Ich kehre zurück. Wohin gehen Sie?

Zur Residenz.

Zur Residenz?

Dort ist heute Revolution, warf wie erläuternd der Geigenfritz hin.

Sie wollen sich doch nicht dabei betheiligen?

Erklären Sie sich deutlicher über Ihre Frage.

Die Zeit für deutsche Revolutionen, oder vielmehr für eine deutsche Revolution, ist noch nicht da. Selbst für Frankreich sind, fürchte ich, die drei Julitage zu früh gekommen. Die Intrigue hat gesiegt. In dem Herzoge von Orleans wird nur eine andere Person, eine etwas veränderte Form, aber kein anderes System der Regierung auf den Thron gestiegen sein. In Deutschland ist die Aussicht für eine Revolution noch trostloser; sie ist zur Zeit geradezu unmöglich. Wir können nur Straßenerzesse, nur Straßenkrawalle des Straßenpöbels erwarten. So auch in unserer Residenz. In solche Exzesse dürfen sich nicht Männer hineinwerfen, die für das Vaterland, für die Freiheit sich möglich erhalten wollen und müssen. — Das der Sinn meiner Frage.

Sie dürfen hiernach für mich unbesorgt sein. Ich werde mich nicht in einen zwecklosen Gassenaufruhr hineinwerfen. Mein Plan geht seinen eigenen,

gesonderten Weg. Wenn ich den Steg benutze, der schon da liegt, um mich über das Wasser zu führen, so werden Sie, namentlich von Ihrem Standpunkte, das natürlich finden.

Ich begreife das vollkommen.

So leben Sie wohl.

Wo treffen wir uns?

Der Graf sann nach.

Wohin werden Sie Ihre Richtung nehmen, wenn Ihr Plan gelingt? fragte er.

Nach Paris.

Wir treffen uns entweder morgen in der Festung oder in acht Tagen in Paris. Mißglückt Ihr Unternehmen, so bleibt Alles wie bisher und ich komme zu Ihnen. — Noch eins, bestellen Sie mir auf Ihren Namen zu morgen Relaispferde, auf den Stationen zwischen hier und der Festung.

Es wird geschehen.

Wohin wirst Du Dich wenden, Geigenfritz?

Herr, erwiederte der lange Mann, der seit einigen Minuten aufmerksamer als vorher, die Ohren in die Ferne hinausgespitzt hatte, das hängt von dem ab, was drüben am Schlosse vorgeht.

Obwol die drei Redenden während ihrer Unterhaltung sich von dem Schlosse immer mehr entfernt halten, so hatten sie dennoch ein Geräusch, das aus

der Richtung des Schlosses kam, immer deutlicher vernehmen können. Es war ein verworrenes Gemisch von Rufen und Schreien und mitunter von einem Getöse, als wenn klirrende Waffen sich begegneten.

Ich glaube, fuhr der Geigenfritz fort, nachdem er einige Sekunden still gestanden, um besser hören zu können, ich glaube, dort gibt es etwas für mich zu thun. Herr Schrader, bestellen Sie Relaispferde für zwei Reiter. — Herr Eduard, so Gott will, bin ich heute Abend in der Residenz bei Ihnen.

Er verließ die Beiden, die sich gleich darauf ebenfalls trennten. —

Mit weiten Schritten und großen Sätzen eilte der Geigenfritz durch Wege und Alleen, durch Gebüsche und Unkraut in geradester Richtung auf das Schloß zu.

Hier wogte der Bauernaufstand. An vier bis fünfhundert Menschen waren auf dem Schloßhofe versammelt, alt und jung, Herr und Knecht, die ganze Gemeinde. Die Männer waren bewaffnet mit Büchsen, Flinten, Säbeln, Picken, Sensen, Aexten, die Weiber und Kinder standen im Hintergrunde.

Das Schloß wurde belagert. Die Thüren waren verschlossen, die Fensterläden zugemacht, die

Freitreppe vor der Wohnung des Amtsdrosten war von den zwanzig Dragonern besetzt. Zwischen diesen und den Bauern war zur Zeit noch ein Zwischenraum. In demselben hielt der commandirende Wachtmeister, ihm gegenüber standen die Wortführer der Bauern. Sie schienen mit dem Wachtmeister zu unterhandeln, das Geschrei der Umstehenden übertäubte aber ihre Worte.

Nieder mit den Soldaten! Reißt sie vom Pferde! Stürmt das Haus! rief es von allen Seiten.

Wir wollen unser Recht haben! Fort mit dem Blutsauger! Jagt das ganze Amt fort! schrieen andere Stimmen dazwischen.

Säbel und Sensen und Aexte und Pieken wurden drohend aneinandergeschlagen.

Die Wortführer in der Mitte ermahnten zur Ruhe und Ordnung. Es half nur auf Augenblicke.

Legt Feuer an, riefen wieder andere Stimmen, verbrennt das ganze Nest mit den Ratten drinnen.

Sie sehen, sagte Einer der Redner in der Mitte zu dem Wachtmeister, die Ungeduld wächst. Je ungeduldiger die Leute werden, desto unbändiger werden sie. Verweigern Sie uns nicht länger den Eingang. Nur wir vier wollen hinein zu dem Drosten, um ihm vernünftige Vorstellungen zu machen. Jetzt können wir noch für Ordnung und Mäßigung ein-

stehen, in einigen Minuten nicht mehr. Sie mit Ihren Leuten sind dann die Ersten, an denen die Wuth sich ausläßt.

Das muß der Soldat auf solchem Posten erwarten, sagte der Wachtmeister.

Auch das Gebäude mit seinen Bewohnern ist alsdann nicht mehr zu retten. Sie müssen das einsehen, Sie zerstören hier, anstatt zu schützen, wenn Sie noch länger zögern.

Ein Unteroffizier ritt aus der Fronte an den Wachtmeister heran und sprach leise mit ihm. Der zweite Unteroffizier des Commandos wurde herbeigerufen. Die drei schienen Kriegsrath zu halten.

Die Deputation kann passiren! sagte nach einiger Zeit der Berathung der Wachtmeister.

Die Deputation wurde in das Schloß eingelassen. Auf der Freitreppe ermahnte Einer derselben das Volk zur Ruhe bis zu ihrer Rückkehr.

Es trat augenblickliche Stille ein.

Nach zehn Minuten kehrten die Deputirten zurück, theils mit verlegenem Gesichte, theils lachend.

Das ganze Nest ist ausgeflogen! rief Einer. Alle haben sich durch die Hinterthüre davon gemacht, der Amtsdrost, der Actuarius, der Vogt, die Executoren, Alles.

In die Amtsstube! Verbrennt die Papiere! Die Register! Die Urbarien! Die Lügenprotokolle!

Keine Gewalt, rief der Redner von der Freitreppe. Man soll nicht von uns sagen, daß wir wie Räuber und Mordbrenner gehandelt hätten; wir wollen nur unser Recht.

Der Haufe stand zögernd, verlegen.

Wie hier, so geht es allenthalben im Lande, sagte der Geigenfritz zu einigen angesehenen Bauern, in deren Nähe er sich gestellt hatte, überall unterdrücken die Beamten den Bauern.

Und das darf nicht länger geduldet werden. Der Franzose hat seine Freiheit, wir wollen auch unsre Freiheit, unser Recht haben.

Das Land muß aufstehen, fuhr der Geigenfritz fort. In der Residenz sind sie auch gestern Abend aufgestanden, ich komme daher. Heute begegneten mir schon von allen Seiten bewaffnete Zuzüge. Man muß die Minister zwingen, daß sie das Volk nicht länger unterdrücken, oder man muß sie wegjagen. Das ganze Land muß nach der Residenz ziehen; dort ist der Sitz des Uebels.

Der Mann hat Recht, man muß die Minister absetzen; die sind Schuld an Allem, die schlechten Räthe des Landesherrn.

Nach der Residenz! schrien Andere lauter.

Man muß die Sturmglocke läuten, sagte der Geigenfritz, von Dorf zu Dorf, in allen Gemeinden. Alles muß hin!

Auf den Thurm! schrien die Stimmen. Zieht die Sturmglocke!

Schickt Boten in die Nachbarschaft! riefen Andere.

Fort, fort nach der Residenz!

Die Soldaten waren bald noch allein auf dem weiten Platze. Es war nichts mehr für sie zu thun. Der Wachtmeister commandirte: Abmarschirt!

Er hatte das Schlachtfeld behauptet.

Der Geigenfritz ließ sie Alle an sich vorüberziehen, Bauern und Soldaten, Weiber und Kinder.

So schafft man Zuzug! sagte er.

Pah, setzte er hinzu, das Volk ist wie die Kinder oder wie Butter oder was man sonst will, weich und lenksam und knetsam und gutmüthig zum Exceß! Und das will eine Revolution machen?

Er zuckte verächtlich die Oberlippe.

Aber wer wird auch hartherzig sein? fuhr er nach einer Pause wie mit Selbstironie fort.

Er wandte seine Schritte in den Park, nach dem chinesischen Pavillon.

Lumpenpack! sagte er im Gehen, und doch zu

gut, um das Opfer eines solchen Tumults zu werden.

Er zerschnitt die Fesseln des Einen der beiden Jäger.

Sei Du Deinem Cameraden der Samaritaner wie ich Dir!

Er war verschwunden, bevor der Befreite sich besinnen konnte.

XI.

Die Revolution — ?

Laubfrosch, der erste Kammerdiener des regieren- Herrn, war pensionirter Kammerdiener des hochseligen Herrn geworden. Nach dessen ausdrücklichem Befehle hatte er seinen vollen Gehalt als Pension und seine Dienstwohnung im Schlosse behalten. Weiter war ihm aber auch nichts von seiner Größe übrig geblieben. Mit der Bedienung hatte er den Einfluß verloren.

Es war Abend. Er saß in seinem hell erleuchteten und nicht viel geringer als fürstlich eingerichteten Zimmer. — Warum sollte sein Zimmer schlechter eingerichtet sein? Hatte er doch vielleicht mehr das Land regiert als der regierende Fürst!

Eine fast funfzigjährige Gewohnheit läßt sich mit Einem Male nicht abstreifen. Laubfrosch saß in seiner Stube völlig angekleidet, wie in früherer Zeit

in dem Vorzimmer seines Herrn. Er saß da in dem feinen, schwarzen Frack, in den seidenen Beinkleidern, den seidenen Strümpfen, der weißen Atlasweste, der weißen Halsbinde. Auch die kleinen Schnallen an den Schuhen und die Orden auf der Brust fehlten nicht.

Die alte Würde, der alte Humor schienen aber zu fehlen. Das greise Haupt fiel matt auf die Brust hinunter, das Auge sah betrübt vor sich hin.

Er war allein in dem prunkendem Gemache. In demselben war es still, man hörte nur die manchmal harmonischen, manchmal verworrenen Schläge mehrerer Wand- und Pendeluhren, die, kostbare Geschenke und Zeugen früherer Huld, umher standen und hingen.

Aus der Entfernung drang durch das verschlossene Fenster dann und wann bald schwächer, bald lauter, der Ton manchmal einzelner, manchmal vieler Menschenstimmen. Sie schienen von der Straße her herauf zu tönen. Genau war es nicht zu unterscheiden, denn das Zimmer des Kammerdieners lag nach einem der innern Höfe des Schlosses.

Es klopfte leicht und leise an der Thür. Sie wurde aufgemacht, bevor der Kammerdiener Zeit hatte, ein Herein zu rufen.

Ein anderer alter Mann trat ein, auch eine ge-

fallene Größe, seitdem er nicht mehr Bediente eines Herrn war, der Fürst Brodi.

Guten Abend, alter Camerad!

Guten Abend, Durchlaucht! Ich verzweifelte schon, Sie heute zu sehen. Sie kommen spät.

Hältst Du es für so gefährlich hier im Schlosse?

Ich fürchte das Volk so wenig wie Sie?

Ei, ei, mein Freund, wer sagt Dir, daß ich das Volk nicht fürchte? Ich fürchte nur das Volk, blos das Volk, und immer wieder nur das Volk.

Sie scherzen wieder!

Gott behüte mich vor solchen Scherzen.

Glauben Sie denn in der That, daß das Schreien und Singen und Lärmen da unten auf der Straße den Thron hier oben im Schlosse umstürzen könne?

Heute noch nicht, auch morgen noch nicht, auch in acht Tagen und acht Wochen noch nicht, ob aber nicht in acht Jahren? die Frage möchte ich Dir heute nicht so unbedingt verneinen. Rufe Dir einmal Deine Erlebnisse am hiesigen Hofe ins Gedächtniß zurück. Ist es heute noch wie vor funfzig Jahren?

Leider ist es anders.

Leider! Ist es also besser oder schlechter geworden?

Schlechter, Durchlaucht, viel schlechter, und es wird noch alle Tage schlechter. Ihnen darf ich es sagen, es ist ja eine Heidenwirthschaft hier. Die

schlechtesten Personen regieren, von der Frau von Horberg an bis zu dem Kammerdiener hinunter. Die verdienten, in Ehren ergrauten Männer werden Einer nach dem Anderen fortgeschickt. Neue Gesichter und wahre Spitzbubengesichter tauchen täglich aus aller Welt Enden auf. Ein Geld ist schon verschwendet in der kurzen Zeit des neuen Regiments, daß man meinen sollte, in den Kassen sei kein Kreuzer mehr.

Siehst Du! Die Welt wird zwar sagen, ich und Du seien ein paar alte Knaben und daneben ein paar alte ausrangirte Hofbediente, wir sähen die Sachen schwarz an, wenn sie auch weiß seien —

Alle Welt spricht so, Durchlaucht, ich habe eine andere Stimme noch nicht gehört.

Ah, alle Welt, meinst Du?

Alle Welt; ich sehe viele Leute.

Nun, alter Knabe, wenn alle Welt so spricht, wenn das Volk das schlechte Regiment einsieht, wenn das Regiment der Throne hier also wirklich auf schlechtem Grunde steht, wie willst Du denn, daß er nicht einmal erschüttert und in einer schönen Nacht umgeworfen werden könnte?

Durchlaucht, die Throne fallen so leicht nicht um, sie stehen unter einer höheren, schützenden Hand.

Ah, ah, von Gottes Gnaden! Du hast von

dem hochseligen Herrn profitirt, wie ich merke. — Er war ein gläubiges Gemüth. Es ist ein hübsches Wort: von Gottes Gnaden, aber nur so lange wie auch das Volk daran glaubt; der Glaube der Fürsten allein thut's nicht.

Der alte Kammerdiener lächelte zum ersten Male. Ich sollte meinen, sagte er, das Volk müsse daran glauben, so lange die Fürsten nur wollen. Sie haben ja Alles, um diesen Glauben lebendig zu machen, Soldaten, Polizei, Gerichte und so weiter.

Sehr wahr, mein würdiger Freund, und unsere Fürsten gebrauchen diese Hülfsmittel zu dem seligmachenden Glauben mit Geschick und mit Nachdruck, doch wir haben ein gemeines, aber verzweifelt wahres Sprichwort, das heißt: Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Begreifst Du das?

Verstehen Sie unter dem Kruge jene Hülfsmittel zum Glauben, wie Sie diese nennen?

Getroffen.

Wer sollte diesen Krug dann zerbrechen?

Ei, wer zerbricht die Krüge, die zum Brunnen gehen? Bald ist es das Alter, bald der Träger des Krugs, bald — man hat Beispiele — bald ist es das Wasser selbst.

Nun, die Fürsten werden ihre Armeen und Beamten nicht gegen sich selber hetzen!

Wer weiß!

Vom Alter sprechen Sie auch? Das begreife ich nicht. Wenn Sie aber unter dem Wasser das Volk verstehen, so müssen Sie mir, der mehr mit Wasser und Krügen zu thun gehabt hat, als Sie, schon zugeben, daß das unschuldige Wasser sobald keinem Kruge etwas zu Leide thut.

So nimm alle drei Factoren des Zerbrechens zusammen; die Krüge zerbrechen doch nun einmal in der Welt. Hätte ich die Gabe, Worte tiefer Weisheit zu sprechen, wie unser Oberst Reuter, ich würde sagen, dazu sind sie da.

Meinetwegen, nur mit Ihrem Volke bleiben Sie mir fort! Diese Gassenbuben werden nun und nimmer einen Thron wankend machen.

Nicht so vermessen, alter Freund! Wer einen Thron fertig machen und halten kann, der kann ihn auch wol einmal wieder einschlagen.

Was heißt das?

Der alte Kammerdiener verstand ihn nicht.

Du mußt doch wissen, wer die Throne macht? fragte der Fürst.

Wer sollte sie machen? Nach dem Hausgesetze setzt der Regent sich selbst auf den Thron.

Auf den fertigen, aber wer hat ihn für ihn fertig gemacht?

Nun, das Hausgesetz!

Gesprochen, wie ein deutscher Professor des Staatsrechts nicht weiser sprechen könnte, allein wer hat das Hausgesetz gemacht?

Nun, ich denke, sagte der Kammerdiener etwas verlegen, der erste Regent, der den Staat schaffte.

Wiederum vortrefflich geantwortet, aber Du kannst nicht einmal ein Brot kneten ohne Teig. Wie kann denn ein Fürst so ohne Weitres einen Staat zusammenkneten?

Er hat ja seine Unterthanen.

Unterthanen! Richtig! Die Unterthanen machen den Staat. Sie sind es aber auch, die das Volk machen und also auch den Thron. Und wenn sie eines schönen Tages aufhören, Unterthanen zu sein, so kann es kommen, daß auch der Thron auf etwas sehr wankendem Grunde steht. Doch, ich glaube, das verstehst Du nicht.

In dem Corridor vor dem Zimmer des Kammerdieners wurde ein rascher, starker Schritt laut. Er hielt vor der Thüre an, die gleich darauf, ohne ein vorheriges Anmelden von Seiten des Besuchenden, aufgerissen wurde.

Der kleine Kammerdiener, als pensionirter Kammerdiener doppelt empfindlich und eifersüchtig auf seine Würde und seine Rechte, sprang zornig auf.

Das Wort: Unverschämtheit schwebte auf seinen Lippen. Er unterdrückte es zwar, als er den Eintretenden erkannte, aber einen freundlichen Blick trug er diesem nicht entgegen.

Es war ein Adjutant des Fürsten.

Der Offizier schritt ohne Weitres auf den Fürsten Brodi zu.

Ich suche Euer Durchlaucht.

Ah, Herr von Wangenheim, erwiederte der Fürst; Sie sind ein eben so glücklicher wie feiner Hofmann.

Wenn der zweite Theil dieses Compliments nicht besser zutrifft als der erste, so kann ich Euer Durchlaucht für das Ganze nicht dankbar sein.

Sie nennen es kein Glück, mich hier zu finden?

Allerdings; ich bin sehr glücklich, zumal da ich im dringenden Auftrage —

Sehen Sie? Da nun aber dieses Glück blos eine Folge Ihres feinen, richtigen Gefühls ist, das Ihnen sagte, Sie würden zwei verbannte Freunde gerade in diesem Asyl zusammentreffen —

Durchlaucht irren. Ich war in Ihrem Hotel, dort wurde ich hierher gewiesen.

Ach, verzeihen Sie mir den Irrthum. Man wird alt. Das Alter stumpft ab. Es ist wahrlich ein falscher Satz, der den Irrthum der Jugend vindicirt. Aber Sie sind nicht glücklich gewesen auf Ihrer

Verfolgung meiner Spur? Ich bedaure. Sie haben doch keinen Unfall erlitten?

Ich war nur ein wenig in Lebensgefahr. Die Volksmassen, die bisher zerstreut in den Straßen umherzogen, haben sich seit einer halben Stunde vor dem Schlosse concentrirt. Alle Eingänge sind besetzt. Der Schloßhof ist angefüllt von der schreienden und tobenden Masse. Ich konnte nur durch ein Hinterpförtchen auf die Straße gelangen und wurde alsbald erkannt. Anfangs verhöhnte man mich nur, bald drohte man mir, zuletzt wollten Einige mich ergreifen, andre hielten sie zurück. Der Streit, der darüber entstand, rettete mich.

So wurde der Adjutant des Fürsten behandelt?

Macht die Canaille einen Unterschied? Aber die Rache wird nicht ausbleiben. Ich hoffe, der Herr läßt auf der Stelle zwischen das Gesindel kartätschen und es auseinander jagen.

Sie sehen also keine Gefahr?

Gefahr? Pah! Gefahr von solchem jämmerlichen, zusammengelaufnen Gesindel?

Aber das Volk soll heute bewaffnet sein. Schon gestern hatten manche Haufen sich mit Waffen versehen.

Gegen unser Militair werden auch die bewaffneten Rotten keinen Stand halten.

Ich freue mich, diesen Muth bei Ihnen zu finden.

Haben Sie die Gewogenheit, in diesem Sinne ferner zu sprechen. Ich habe vom Fürsten den Befehl, Sie zu der Conferenz einzuladen, zu der Seine Hoheit in ihrem Cabinete sämmtliche Generale und Minister befohlen haben. Man ist bereits versammelt und Sie werden erwartet.

Mich sollen Sie dazu einladen?

Zu diesem Zwecke habe ich Euer Durchlaucht aufgesucht.

Mich? Wäre das kein Irrthum? —

Durchlaucht, Sie werden mir in so einfacher Sache kein Mißverständniß zutrauen. Darf ich bitten, Sie gleich zu Seiner Hoheit führen zu dürfen?

Seine Hoheit haben zu befehlen. — Freund Laubfrosch, lebe wohl. Vielleicht wirst auch Du wieder activ. Es sind jetzt wunderliche Zeiten. Siehst Du, was das Volk vermag?

Er entfernte sich mit dem Adjutanten. Die weitläufigen Treppen und Corridors führten sie zu dem Cabinete des Landesherrn.

Die höchsten Chefs der Civil- und Militairverwaltung waren um den Fürsten versammelt. Ein paar jetzt pensionirte Räthe des verstorbnen Regenten waren unter ihnen.

Die feine, leise und säuselnde Stille der Fürsten-

salons herrschte auch in dieser Stunde der Gefahr, wenn aber auch diese nicht vielleicht allseitig anerkannt wurde, doch mindestens der allgemein nicht verkannten Bedrängniß, in dem Cabinete. Den Fürsten umstanden seine hohen Diener in ehrerbietigster Haltung.

Ein alter General hatte das Wort. Der gute Mann sprach gutgemeinte, allgemeine Sätze über das Glück der Fürsten, getreue und gehorsame Unterthanen zu haben und über das Unglück der Völker, die es nicht erkennen wollten, daß auch ihr höchstes Glück in dem blinden Gehorsame der Unterthanen bestehe. Er sprach etwas langweilig; keiner hörte ihm mit rechter Aufmerksamkeit zu, Jeder schien nur an das zu denken, was er gleich zu der allgemeinen Berathung beitragen werde. Auch der Fürst sah mit einer Miene vor sich hin, die verrieth, daß seine Gedanken ganz anderswo als bei den Worten des Redners waren.

Der Fürst Brodi, der mit dem Adjutanten leise und unbemerkt eingetreten war, hatte während der Rede Zeit zu Betrachtungen und Bemerkungen.

Nachdem sein kluges Auge die Anwesenden gemustert hatte, sagte er für sich:

Schlimme Vorbedeutung! Keine Jugend hier! Nur das Alter vertreten! Da sieht man nichts als

dürre, vertrocknete Gestalten, alte, abgelebte Gesichter, ehrwürdige, graue Häupter. Keine Jugend! Keine Frische! Gehört denn dem Alter das Leben, die Zeit? Er allein, um dessen Schicksal, um dessen Thron es sich handelt, ist jung. Und doch wie alt! Wie gekrümmt der Rücken! Wie abgelebt das fahle Gesicht! Wie alt und todt die Nerven! Das dünne Haar auf dem Scheitel können sie ihm nicht einmal mehr festhalten! Und die wollen auf das Leben Anspruch machen! Die wollen ihrer Zeit die Richtung geben! Die wollen regieren! Pah! —

Der alte General hatte ausgeredet. Der Adjutant trat zu dem Monarchen, um die Ausrichtung des ihm gewordnen Befehls und die Ankunft des Fürsten Brodi zu melden.

Der Fürst Brodi folgte ihm. Der Landesherr reichte herablassend seine Hand den Fürsten entgegen. Der alte Diener beugte sich über sie und küßte sie.

Du bist pünktlich, mein alter Freund, sagte der Regent. Habe Dank dafür. Meine Räthe meinen, es herrsche Gefahr und da war meine Meinung, daß ich in der Gefahr eines so vielfach bewährten Rathes, wie des Deinigen, nicht entbehren dürfe.

Hoheit halten zu Gnaden, nahm ein langer, dürrer, vornehmer Mann das Wort, der jüngste unter den anwesenden Räthen, dem Alter wie auch viel-

leicht dem Dienste nach, allein die Gunst des neuen Regenten hatte den Präsidenten von Eilenthal rasch zum Premierminister erhoben. Er ergriff, den Landesherrn beinahe unterbrechend, rascher das Wort, als der Hofanstand es vielleicht erlaubt hätte. Es schien jedoch nicht bemerkt zu werden. — Hoheit halten zu Gnaden; ich meinerseits muß mir die unterthänigste Bemerkung erlauben, daß ich keine Gefahr zu erkennen vermag und mich auch in diesem Sinne ausgesprochen habe.

Sie haben das, lieber Eilenthal. Desto mehr andre Stimmen waren andrer Meinung. Was ist Deine Ansicht von diesem Aufruhr, lieber Brodi?

Wollen Hoheit die Gnade haben, mich au fait zu setzen. In meiner Zurückgezogenheit gehen die Begebenheiten des Tages so entfernt an mir vorüber, daß ich kaum eine sehr äußerliche, mangelhafte Kunde davon erhalte.

Alter Spitzbube! sagte der Monarch leise. Laut aber sprach er: Die Unruhen des Pöbels in der Residenz seit einigen Abenden werden Dir nicht entgangen sein. Sie gingen vorüber. Der heutige Abend droht ernster zu werden. Das Volk umlagert in Masse das Schloß und hat die öffentlichen Gebäude besetzt. —

Hoheit wollen gnädigst verzeihen, nicht besetzt! unterbrach ein alter General den Landesherrn.

Dieser wollte auffahren, schien sich aber rasch eines Andren zu besinnen und sagte fast freundlich zu dem Offizier: Tragen Sie vor, lieber General, Sie kennen als Commandant die Verhältnisse am genauesten.

Der Commandant der Residenz trat vor. — Die Truppenmasse in der Residenz besteht augenblicklich aus etwas mehr als fünftausend Mann, etwa viertausend Mann Infanterie und tausend Mann Cavallerie. Außerdem ist die Artillerie da und ein Theil des Genies. Von den Truppen haben zweitausend Mann Infanterie das Schloß gegen jedes Eindringen besetzt. Dreitausend Mann sind in den Casernen consignirt. Das Zeughaus ist von der Artillerie besetzt. Die gewöhnlichen Wachen sind bezogen und zwar verdoppelt. Sämmtliche Truppen sind mit ausreichender Munition versehen. Ihnen gegenüber stehen von Aufrührern etwa zehn bis zwölftausend Mann, fast alle sind bewaffnet, allerdings in größter Anzahl nur mit Aexten, Beilen, Sensen und dergleichen Werkzeuge. Ein großer Theil aber ist wohl organisirt. Sie sind in Campagnien und Bataillone abgetheilt, mit Büchsen, Musketen und Seitengewehr versehen und, da sie meist in der

Armee gedient haben, gut disciplinirt. Die organisirten Corps sind bis jetzt noch durch alle Theile der Stadt vertheilt, namentlich dort, wo sich öffentliche Gebäude befinden. Sie haben diese nicht besetzt, sie umlagern sie aber; so besonders auch das Zeughaus und die Casernen. Vielleicht an tausend Mann sind auf dem Schloßplatze aufgestellt. In welcher Absicht, ist in der That zur Zeit kaum zu errathen. Es scheint manchmal fast, als wollten sie Erzesse des auf dem Schloßplatze zahlreich versammelten Pöbels verhüten. Ueberhaupt scheint ein großer Theil der Bewegung von einem einheitlichen Punkte auszugehen und von einer sicheren und umsichtigen Hand geleitet zu werden. Gerade das muß Besorgniß erwecken.

Und um welche Frage handelt es sich jetzt? fragte der Fürst Brodi.

In diesem Augenblicke ist die Frage die, ob das Militair aus den Casernen hervorbrechen, die Straßen säubern, und so bis zum Schlosse vordringen, hier aber in Gemeinschaft mit der in dem Schlosse befindlichen Mannschaft und unter Beihülfe der erforderlichen Artillerie mit Einem kräftigen Schlage den ganzen Aufruhr ersticken soll.

Mich dünkt, sagte der Fürst Brodi, die nächste

Frage dürfte die sein, was der Grund und Zweck dieses Aufruhrs ist.

Der erste Minister Herr von Eilenthal erwiederte: Den Grund suchen Sie einfach in diesen unglücklichen Pariser Julitagen, in dem verderblichen Beispiele, das darin überhaupt liegt, und in der Nachahmungssucht des Deutschen, wohl eigentlich aber des deutschen Residenzpöbels insbesondere.

Sehr wahr, sehr wahr! unterbrach ihn mit Lebhaftigkeit der Monarch.

Und der Zweck? fragte der Fürst Brodi.

Weiß der wahnsinnige Pöbel von einem Zwecke? sagte der Minister.

Vergessen Sie nicht, Excellenz, bemerkte ihm der Fürst Brodi, daß wir so eben noch aus bester und authentischer Quelle von einer Organisirung, von einer festen und umsichtigen Leitung des Aufstandes gehört haben; wer so mit Bewußtsein handelt, der hat auch seinen bestimmten und bewußten Zweck.

Der erste Minister wurde etwas verlegen. — Der Landesherr sah fragend uud mit dem schlecht verhehlten Ausdrucke der Besorgniß die Umstehenden an. Keiner antwortete dem alten Fürsten.

Ich muß meine Frage wiederholen, sagte dieser ruhig. Ist Niemand bei Euer Hoheit gewesen, um bestimmte Wünsche oder Bitten vorzutragen?

Keiner!

Sind an das Staatsministerium keine Anträge gelangt, keine Beschwerden?

Das Volk, erwiederte der Herr von Eilenthal, ist stets unruhig und hat stets Beschwerden; wer wird sie beachten? Wollte man sie als Symptom des Aufruhrs und der Revolution ansehen, so müßte man Aufruhr und Revolution für permanent erklären.

Ich fürchte das in der That!

Was fürchten Euer Durchlaucht?

Daß Aufruhr und Revolution so lange permanent sein werden, als Beschwerden und Bitten der Völker ungehört bleiben. — Doch das gehört heute nicht hierher. Ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich nochmals auf meine Frage zurückkomme. Sie geht dahin, ob denn gar kein bestimmtes Verlangen des Volkes in Beziehung auf die gegenwärtigen Unruhen ausgesprochen ist? Hat man unter den Aufrührern selbst nicht einmal bestimmte, wiederkehrende Ausrufe gehört?

Sie lauten allgemein, erwiederte der Herr von Eilenthal. Man schreit nach Volksrechten und nach einer Verfassung.

Je verlegener der erste Minister wurde, desto unbarmherziger wurde der Eigensinn des alten Fürsten.

So abstract pflegt die Masse des Volkes nicht zu sein, sagte er, sie hält zunächst immer an etwas Concretem fest, das ihr das Abstracte repräsentirt. Die Sache ist sonderbar.

Ein General nahm, wiewohl etwas schüchtern, das Wort. Man ruft allerdings einige Namen, die mißliebig zu sein scheinen, sagte er.

Der Monarch horchte auf.

Der Fürst Brodi schien überrascht. Ach, darf ich fragen, welche?

Der meinige wird genannt sein; wandte der erste Minister sich an seinen Herrn. Die treuesten Diener der Fürsten haben in Zeiten der Unruhe stets das Schicksal die ersten Verfolgten zu sein.

Das wäre ein Name! Die anderen?

Niemand antwortete dem alten, schlauen Hofmanne. Es war, als wenn Alle sich vor einer Falle fürchteten, in die er sie hineinlocken wolle. Man sah verlegen vor sich nieder, man wagte nicht einmal, einander anzusehen. Es entstand eine sehr peinliche Stille. Nur zwei Paar Augen blickten in dem Kreise umher, mit dem Blicke einer überlegenen, etwas boshaften Ruhe die des Fürsten Brodi, mit Aengstlichkeit und zugleich mit Mißtrauen die des regierenden Fürsten.

Der Commandant der Residenz schien den meisten Muth zu besitzen. Mit fester Stimme sagte er nach einer Pause: Der Pöbel verlangt die Entfernung der Frau von Horberg.

In dem Gesichte des Monarchen zuckte es heftig! Die Verlegenheit der Räthe steigerte sich.

Der Fürst Brodi wandte sich mit unerschütterlicher Ruhe an den Regenten: Was gedenken Euer Hoheit zu thun?

Ich hatte Dich um Deinen Rath gebeten.

Mein Rath ist einfach.

Es erfolgte bei diesen Worten eine lautlose Stille. Der alte Mann galt mehr als ein bloßer Hofmann. Er hatte seit einer langen Reihe von Jahren das unbedingte Vertrauen des verstorbenen Monarchen besessen. Manche der Anwesenden waren von ihrer Jugend an gewohnt gewesen, seine Sprüche als Orakelsprüche zu betrachten. Er hatte in der That stets einen scharfen, tiefen und umsichtigen Blick gezeigt. Sein Wesen war noch jetzt das einer bewußten, dennoch nicht anmaßlichen Ueberlegenheit.

Selbst der Monarch achtete mit Spannung auf seine Worte.

Er fuhr fort: Das Volk darf sich niemals anmaßen, in die Umgebung seines Fürsten mit Proscriptionslisten zu treten.

Der Fürst athmete leichter; auch der Herr von Eilenthal.

Und Dein Rath?

In der That, Hoheit, nach allem scheint es mir noch nicht an der Zeit zu sein, einen bestimmten Entschluß zu fassen. Der Aufstand wird nach einem Plane geleitet. Er hat also, ich wiederhole es, einen bestimmten Zweck. Dieser muß erst ausgesprochen sein, bevor ein Entschluß zu fassen ist. Er wird schon ausgesprochen werden. Man sende nach den Behörden der Stadt, das ist mein einziger Rath für diesen Augenblick.

Die städtischen Behörden haben sich seit einer Stunde geflüchtet, nahm der Polizeiminister das Wort.

Das ist bedenklich, sagte der Fürst Brodi.

Der Monarch aber fuhr auf: Warum sagt man mir das jetzt erst?

Ich hatte kein Gewicht darauf gelegt, entschuldigte sich der Minister.

Darf ich fragen, was der Grund dieser Flucht ist?

Der Pöbel hat sie zwingen wollen, Seiner Hoheit in einer Audienz die sogenannten Wünsche des Volks vorzutragen.

Also doch Wünsche! Und der Magistrat hat sie nicht vortragen wollen? Ei, ei!

Sie mögen eben deshalb wahnsinnig genug gewesen sein, bemerkte etwas höhnisch der Minister, ich kenne sie nicht.

Man schicke, fuhr der Fürst Brodi fort, zu den angesehneren, ruhigeren Bürgern und bescheide sie hierher in das Schloß. Sie werden Auskunft ertheilen; man wird sich mit ihnen besprechen. Es wird dadurch Zweierlei gewonnen: zuerst, daß das Volk sich sofort einstweilen beruhigen wird —, schon die natürliche Neugierde wird die Masse fesseln —, sodann, daß die hier mit Huld und Vertrauen aufgenommenen angesehenen Bürger bei ihrer Rückkehr nicht ohne Wirkung zur Ruhe ermahnen werden. Ich hoffe, dadurch wird der ganze Aufstand unterdrückt werden.

Der Regent sah fragend seinen ersten Minister an.

Würde ein solcher Schritt nicht Schwäche verrathen? warf der Herr von Eilenthal ein.

Er wurde unterbrochen durch die Ankunft eines Offiziers, der so militairisch rasch und ungestüm eintrat, daß unwillkürlich alle nach ihm unblickten.

Ich melde, trat der Offizier auf den Monarchen zu, daß so eben unten auf der Schloßwache von allen Seiten übereinstimmende Nachrichten eintreffen, wonach die bewaffneten Volkshaufen fast gleichzeitig die sämmtlichen von ihnen bisher cernirten Casernen verlassen und auf das Schloß losrücken.

Gleichzeitig? fragte der Commandant.

Fast gleichzeitig. Man hört in der That von mehreren Seiten herannahenden Trommelschlag.

Ein bedenkliches Symptom! sagte der Fürst Brodi. Ein neues Zeichen einer umsichtigen Leitung, mithin eines bewußten Plans.

Militairisch, nahm der Commandant das Wort, finde ich den Umstand durchaus nicht bedenklich. Im Gegentheil, wir schließen auf solche Weise die Massen ein. Im Schlosse sind zweitausend Mann. Ich lasse von allen Seiten die Regimenter nachrücken und den Schloßplatz umzingeln. Die Artillerie ist vollständig in unseren Händen, ich lasse sie alle Eingänge zu dem Platze mit Kanonen sperren und sehe so durchaus keine Gefahr.

Der Fürst Brodi fragte den Offizier: Wie verhält sich das Volk in der Umgebung des Schlosses?

Seit einer Viertelstunde merklich ruhiger.

Der alte Fürst schüttelte den Kopf.

Was ist Deine Meinung? fragte ihn der Monarch, der seine Bewegungen nicht aus dem Auge verloren hatte.

Haben Euer Hoheit die Gnade, nach einigen Bürgern zu schicken, zum Beispiel nach dem Banquier Wendland, dem Kürschnermeister Horn. Die

Herren Minister werden noch einige Namen hinzufügen können.

Die zuversichtlichen Worte des Commandanten hatten schnell eine andere Stimmung hervorgebracht.

Gevatter Schneider und Handschuhmacher! murmelte halb laut einer der Generale.

Der erste Minister sagte: Ich bin gegen ein solches Unterhandeln, ich bin überhaupt gegen ein Unterhandeln, so lange man die Macht hat. Der Schwache transigirt, der Starke schreibt Gesetze vor. Hoheit, wir stehen in diesem Augenblicke auf einem entscheidenden Punkte. Es kommt darauf an, ob Sie das Volk Ihnen und Ihrem Throne gegenüber als eine Macht, mit der Sie unterhandeln, anerkennen oder ob Sie Ihre Herrscherrechte wahren wollen. Es muß sich jetzt entscheiden, ob Volk oder Fürst auf dem Thron sitzen sollen.

Die Augen der Räthe der Krone leuchteten bei diesen mit Feuer gesprochenen Worte. Man hätte ein Bravo gerufen, wenn Alter und Anstand es erlaubt hätten. Am meisten ergriffen wurde der Monarch. Kein Zeichen der Angst oder Besorgniß war mehr in seinem Gesichte, ein lebhaftes Roth färbte die eingefallenen, sonst so bleichen Wangen.

Auf den Thron meiner Väter soll sich nie der Pöbel setzen! rief er mit Entschlossenheit.

Ein Gemurmel des Beifalls durchlief den Saal. — Der Herr von Eilenthal nahm die Hand des Landesherrn und küßte sie.

Ergreifen Sie Ihre Maßregeln, fuhr der Fürst, zu dem Commandanten gewendet, fort, ertheilen Sie Ihre Befehle. Lassen Sie nur, bevor Gewalt gebraucht wird, durch dreimaligen Trommelschlag zum Auseinandergehen auffordern.

Der Commandant entfernte sich.

Ich will kein unnützes Blutvergießen, sagte der Fürst weiter, ich liebe meine Unterthanen. Man muß auch die Verirrten schonen, aber nie darf man Schwäche zeigen. Dem Gesetze muß die Achtung verschafft werden.

Die Räthe der Krone verbeugten sich beifällig.

Der Fürst Brodi hatte sich in ein Fenster zurückgezogen. Er schien zu fühlen, daß er und sein Rath überflüssig geworden seien.

Die Fenster des fürstlichen Cabinets führten auf den freien Schloßhof. Sie lagen im zweiten Stock und waren mit dichten Vorhängen versehen. Dies mochte der Grund sein, daß man in dem Zimmer von dem Getöse auf dem Platze nur wenig vernahm. In der That war dieses auch, wenigstens während der Anwesenheit des Fürsten Brodi, ein geringes gewesen. Seit einigen Minuten war es sogar fast

still unten. Nur aus der Ferne hörte man das Wirbeln von Trommeln, das sich zu nahen schien. Auf dem Platze wurde es immer stiller. Auf einmal wurde ein über den ganzen Platz bis in die nächsten Straßen sich hinziehendes Schreien aus tausend und tausend Kehlen laut. Es klang wie ein Freuden=, wie ein Hurrah=Geschrei. In dem Cabinete des Fürsten wurde man aufmerksam. Gleich darauf trat ein Kammerherr ein.

Er meldete: Am Schloßportale steht eine Deputation von Bürgern, die um Audienz bei Euer Hoheit bittet. Der wachthabende Offizier erwartet Befehle, ob er sie einlassen oder zurückweisen soll.

Das Auge des Fürsten glitt doch fragend über den Herrn von Eilenthal hin nach dem Fürsten Brodi.

Meine freilich unvorgreifliche Ansicht steht fest: Keine Unterhandlung! sagte der erste Minister.

Der Fürst Brodi trat vor. Ich beschwöre Euer Hoheit, die Deputation nicht zurückzuweisen.

Man kann sie ja hören, bemerkte der alte Justizminister. Anhören ist noch kein Unterhandeln.

Der Ausweg des Rechtsmanns schien auch dem Fürsten ein willkommner Ausweg zu sein.

Die Deputation ist einzulassen, befahl er. Freilich ruhte dabei sein Blick fragend auf dem ersten Mi=

nister. Dieser verbeugte sich, zum Zeichen daß er nicht widerspreche.

Der Kammerherr entfernte sich.

Nach einigen Minuten erschien die Deputation. An ihrer Spitze ging ein Geistlicher von ehrwürdigem Aussehen. Ihm folgten Männer des mittleren Bürgerstandes, kräftige, kernige Männer aus dem kräftigen Kerne des Volkes.

Die Umgebung des Fürsten ordnete sich bei ihrem Erscheinen in einen ehrfurchtsvollen Halbzirkel um den Landesherrn. Dieser stand da im vollen Stolze der bewußten Herrscherwürde.

Sie kommen spät zu mir, meine Herren, sagte er, wenn Sie im Namen der Bürgerschaft kommen.

Der Geistliche nahm das Wort. Wir kommen, sagte er ernst und würdig, im Namen und im Auftrage der getreuen Bürger der Residenz Euer Hoheit. Die Bürgerschaft der Residenz hat stets die Gesinnung des ganzen Landes vertreten. Wir glauben daher nicht zu irren, wenn wir aussprechen, daß wir zugleich im Namen des ganzen Landes hier an den Stufen des Thrones erscheinen.

Und was wünscht das von Ihnen vertretene Land von mir? fragte der Fürst nicht ohne Hohn.

Hoheit, in dem deutschen Volke, auch in dem Lande, das Euer Hoheit als seinen Regenten ver-

ehrt, haben schon seit Jahren Wünsche sich ausgesprochen, gerechte Wünsche, zumal gegenüber den Verheißungen, welche die Fürsten selbst dem Volke ertheilt haben, nachdem das Volk in den Freiheitskriegen sein Gut und sein Leben dargebracht hatte, um die Throne seiner Fürsten wieder zu befestigen. Die Wünsche wurden um so lauter, je weniger das Volk Anstalten sah, jene Verheißungen zu erfüllen. Sie sind in neuester Zeit zur Unzufriedenheit gesteigert, zu einer Unzufriedenheit, die, wenn sie nicht bald gestillt wird, Ausbrüche befürchten läßt. Wir stehen in der Residenz heute vor, wenn nicht an einem solchen Ausbruche. Die Unzufriedenheit ist eine allgemeine; sie ist in die untersten Schichten der Bevölkerung gedrungen. Sie macht sich in verschiedener Weise Luft. Die bewußtlosere Menge greift nach dem ihr Nächsten. Sie proscribirte Namen, aber sie begreift darunter das System. Der einsichtige Theil verlangt einfach sein Recht, Erfüllung der Verheißungen; er verlangt, daß das Recht des Volkes anerkannt werde und daß demnach die deutsche Bundesacte für das deutsche Volk endlich eine Wahrheit werde. Wir nahen uns Euer Hoheit mit der Bitte, Ihrem Lande schleunigst eine Verfassung zu ertheilen. Haben Euer Hoheit die Gnade, heute Ihr Volk mit diesem Versprechen zu beglücken und

im Augenblick wird jeder andere Ruf verstummen, es werden alle jene drohenden Massen sich zerstreuen und die Bewegung des Landes wird mit einem Jubel und Segen für den Landesherrn endigen.

Der Redner trat bescheiden einen Schritt zurück.

Sind Sie fertig? fragte der Fürst sehr vornehm.

Der Geistliche verbeugte sich schweigend.

Ich habe Sie ruhig ausreden lassen, um alle Ihre Wünsche kennen zu zu lernen. Meine Antwort ist kurz. Ihnen, einem Geistlichen, kann es nicht unbekannt sein, daß alle Obrigkeit von Gott stammt. Von Gott trage ich meinen Thron zu Lehn, nur ihm bin ich Rechenschaft schuldig. Nur gegen ihn und gegen mein Gewissen habe ich Verpflichtungen. Zu diesen Verpflichtungen gehört Unterdrückung jeden Aufruhrs. Mein ist die Beurtheilung, wann es an der Zeit und für das Wohl meines Volkes ersprießlich ist, die Verheißungen zu erfüllen, an denen auch mein in Gott ruhender Großvater großmüthig Theil genommen hat. Mit Aufrührern kann ich nicht unterhandeln, ich kann sie nur züchtigen. Sagen Sie das Ihren Committenten.

Auch er wollte nach diesen Worten zurücktreten in den Kreis seiner Räthe.

Der Geistliche schritt rasch wieder vor.

Wol, sagte er, hat die Vorsehung die Throne und die Fürsten hoch gestellt, aber dennoch bleiben die Throne nur Menschenwerk und die Fürsten bleiben Menschen und der Mensch bleibt ewig dem Irrthume unterworfen. Am wenigsten mag der einzelne Mensch sich unterfangen zu sagen, daß er die Wahrheit entdeckt habe. Die Wahrheit, was der Mensch als Wahrheit zu erkennen vermag, der Geist Gottes, so weit er in den Geist des Menschen eindringen und aus ihm wieder ausströmen kann, darf nur in dem gefunden werden, was Alle gemeinsam als Wahrheit anerkennen, Alle außer denen, die sich ihm vorsätzlich verschließen. In dem gesammten deutschen Volke herrscht nur die Eine Ueberzeugung, daß das, was ihm verheißen worden, erfüllt werden muß, längst hätte erfüllt werden müssen. Geben Euer Hoheit den Bitten Ihres Volkes Gehör!

Ich kenne keine Bitten, entgegnete der Monarch, die mit Drohungen vorgebracht, die auf der Fahne des Aufruhrs getragen werden. Sie sind entlassen, setzte er mit einer fast abwehrenden Bewegung der Hand hinzu.

Hoheit, sagte einer von den Bürgern, die bisher in ehrerbietiger Bescheidenheit hinter dem Geistlichen gestanden hatten, lassen Sie uns nicht so gehen. Glauben Sie einem schlichten Bürger; es gibt ein

großes Unglück, wenn Sie uns mit solchem Bescheide entlassen wollen. Gewähren Sie dem Lande, was recht und billig ist, worauf es schon so lange hat warten müssen. Sie erwerben sich unser Aller Dank. Sie sparen Blutvergießen. Man kann immer nicht wissen, was entstehen kann, wenn der Aufruhr einmal losgelassen ist.

Sie hören es, meine Herren, wandte sich der Fürst an seine Räthe, man bedroht mich in meinem eigenen Zimmer. — Zu dem Deputirten sich zurückwendend, sprach er kurz und befehlend: Sie haben meinen Bescheid. Der Empörung werde ich nie nachgeben.

Noch einmal trat der Geistliche vor und beugte ein Knie vor dem Landesherrn. Ich habe bisher nur vor Gott im Gebete gekniet, sagte er mit feierlicher Stimme. Wenn ich in diesem Augenblicke zu Ihren Füßen liege, mein gnädigster Fürst, so geschieht es für das Heil vieler Menschen. Mein Fürst, geben Sie der besseren Stimme in Ihrer Brust Gehör, rufen Sie nicht den Kampf des Bruders mit dem Bruder hervor, lassen Sie kein Bürgerblut fließen. —

Welch lächerlicher Wahnsinn! unterbrach ihn der Fürst. Das Volk will mich zwingen, meine Rechte aufzugeben, der Pöbel will mich in meinem eigenen

Schlosse überfallen und dann will man mir vorwerfen, ich hätte den Kampf provocirt. Schicken Sie Ihre rebellischen Haufen nach Hause, zu Frau und Kind, wohin sie gehören. Verstehen Sie, Herr Geistlicher, Herr Diener des Friedens? Fort mit Ihnen!

Er war bisher kalt und ruhig gewesen. Die letzten Worte sprach er mit großer Heftigkeit; er schien, wie man das öfter bei leidenschaftlichen, aber schwachen Menschen findet, ohne äußere Veranlassung, blos durch seine eigenen Worte sich in Eifer geredet zu haben, denn mit steigendem Zorne fuhr er fort: Ich bin bisher gutmüthig gewesen, ich habe Nachsicht geübt; das Volk verdient es nicht, nur Züchtigung gebührt ihm. Ich habe die Gewalt, man soll sie fühlen.

Er wandte sich an einen der Generale: Der Commandant soll keinen Augenblick mehr zögern. Eilen Sie, bringen Sie ihm meine Befehle! Er soll auf der Stelle vorrücken mit der gesammten Truppenmacht, er soll nicht schonen, ich befehle es.

Die Worte überstürzten sich fast. Aus seinem Gesichte hatte der Zorn den letzten Blutstropfen entfernt. Er zitterte heftig.

Seine Räthe zitterten mit ihm; sie ahnten nicht, daß es Zeit sein könne, für ihn zu zittern.

Der Geistliche war aufgestanden, die Deputation entfernte sich.

Der Fürst ging mit großen, heftigen Schritten in dem Cabinete auf und ab. Die Räthe wichen fast scheu vor ihm auf die Seite. Keiner sprach ein Wort. Die Lippen des Fürsten zuckten, als wenn er lebhaft in sich hineinrede. Die Räthe wagten nicht einander anzusehen, geschweige mit einander zu sprechen; sie standen unbeweglich, mit bleichem Gesichte, mit ausdruckslosem Auge. Der Zorn der Fürsten wirkt magisch auf ihre Diener. Nur die Augen des Fürsten Brodi bewegten sich, er musterte ein Gesicht nach dem anderen und sah dann gleichgültig nach der Uhr, aber auch er war stumm.

Man hörte in dem Gemache nur die Schritte des Fürsten. Auch unten auf dem Schloßplatze war die Stille noch nicht wieder unterbrochen worden.

Auf einmal schien es jedoch vor dem Schlosse lebendiger zu werden. Es entstand ein Geräusch draußen, als wenn großes Gedränge sich erhöbe und viele Stimmen angelegentlich zusammen sprächen. Dies dauerte einige Minuten. Man konnte durch die fest verschlossenen und verhangenen Fenster Einzelnes nicht unterscheiden. Wahrscheinlich war in diesem Augenblicke die Deputation der Bürger aus dem Schlosse zurückgekehrt und es entstand um sie

das Gedränge, um den Bescheid zu vernehmen, den sie bringe. Dies wurde dadurch desto wahrscheinlicher, daß gleich darauf, von dem Schloßportale ausgehend, ein immer lauter und stärker ertönendes Rufen und Schreien von vielen tausend Stimmen den ganzen weiten Platz erfüllte. Es war nicht anders, als wenn alle Leidenschaften des unten versammelten Volkes, Haß, Zorn, Wuth, Rache in dem furchtbarsten Schrei sich endlos entfesselt hätten.

Die Lippen des Monarchen zuckten heftiger; in seinen Augen leuchtete ein Glanz, von dem sie vielleicht lange nicht belebt gewesen waren. Er mäßigte seine Schritte, um zu horchen.

Dem Schreien unten folgte bald eine Stille; dann der Ton einzelner lauter Stimmen, ähnlich dem Commando der Offiziere vor den Reihen der Bataillone und Regimenter. Regelmäßiger Marsch großer Haufen wurde hierauf hörbar. Er nahte sich den Mauern des Schlosses.

Der Fürst wurde ungeduldig. Sein Schritt wurde wieder heftiger. Er wandte sich rasch an den Adjutanten.

Wiederholen Sie meine Befehle, Wangenheim. Die Truppen sollen sofort anrücken. Sie sollen auf der Stelle ihre Schuldigkeit thun. Sie müßten schon längst hier sein.

Der Adjutant eilte fort.

Er hatte kaum das Zimmer verlassen, als aus der Ferne von mehreren Seiten Trommelschlag laut wurde. Die Trommeln kamen rasch dem Schloßplatze näher. Ihr Gewirbel wurde auf diesem unmittelbar an den Mauern des Schlosses erwiedert. Laute Commandostimme begleiteten es. Gleichzeitig hörte man das schwere Stampfen von Rossen, die sich nahten.

Es entstand ein furchtbarer Lärm auf allen Theilen des Platzes. Das Gewirbel der Trommeln, die Signale der Hörner, die schrillen Töne der Trompeten, das Rasseln der Waffen, das Stampfen und Wiehern der Pferde, das Commandorufen der Befehlshaber, das Schreien Tausender von Stimmen, alles machte ein so furchtbares Getöse, daß die Fenster in dem Gemache des Fürsten davon erbebten.

Der Fürst eilte an eins der Fenster. Er riß die Vorhänge auseinander, um auf den Platz zu blicken. Es war ein unheilvoller Anblick, den die blanken Spiegelscheiben auf den großen Platz vor dem Schlosse gewährten.

Der Himmel hing voll schwarzer Wolken. Der Abend war dunkel, aber Tausende von Pechfackeln beleuchteten mit ihrem rothen Scheine den Schloßplatz. Das Licht war trübe, das sie umherwarfen.

Gleich grauenvollen Riesen spiegelten sich darin die Giebel und Dächer der Häuser, die den Platz umgaben, in denen nicht der leiseste Schimmer eines Lichts zu sehen war. Grauenvoller spiegelte sich darin das Gewühl auf dem Platze selbst. Der ganze Raum war wie besäet mit Menschen. Den Umkreis bis weit nach der Mitte zu hielten geordnete Haufen und Reihen Bewaffneter besetzt, dem Schlosse gegenüber das Militair, theils Cavallerie, theils Infanterie, dichter und zahlreicher auf der Seite des Schlosses die verschiednen Corps der Bürger. Die Mitte war angefüllt von jenen unglücklichen, stets feigen und doch stets in die Gefahr und das Verderben rennenden Sklaven der Neugierde, die man bei dem geringsten Auflaufe wie bei der blutigsten Revolution findet.

Gerade als der Fürst den Fenstervorhang öffnete, sah man die Cavallerie von allen Seiten in raschem Trabe auf die Mitte des Platzes zustürzen. Die geschwungnen Säbel blitzten in dem Scheine der Pechfackeln. Der Tumult, der unter den wehrlosen Menschen, meist Weibern und Kindern, entstand, läßt sich nicht beschreiben. Alles suchte der Schärfe der Klingen, den Hufen der Rosse zu entrinnen, alles floh nach allen Seiten, ohne Ordnung, ohne Besinnung in das dichteste Gedränge, in die schärf-

sten Klingen, unter die schwersten Hufe. Das Geschrei der Unglücklichen zerriß das Ohr. Dennoch, trotz aller Verwirrung, trotz des Drängens und Stoßens, trotz des Fallens und Stürzens, trotz Tod und Verwundung war nach wenigen Minuten der Platz nur noch von den bewaffneten Männern des Militairs und des Volkes eingenommen.

Sie standen einander gegenüber. die Reihen der Soldaten auf der einen, die der Bürger, des Volks, auf der andren Seite. Ein schmaler Zwischenraum von wenigen Schritten trennte sie, die Bewohner Eines Landes, Eines Volkes, Väter, Söhne, Brüder, Freunde, Nachbarn. Der blutige Bürgerkrieg sollte entbrennen.

Eine augenblickliche Stille herrschte auf dem Platze, fast eine Todtenstille.

Auch in dem Cabinete des Fürsten war es still; man hörte nur den lauten, heftigen Athem des Landesherrn, des „Landesvaters," dessen „Kinder" da draußen einander den Tod drohten.

Ha! rief der Monarch, den Athem anhaltend.

Gebt Feuer! ertönte draußen eine helle und laute Commandostimme.

Feuer! Drauf! entgegnete ein andres Commando.

Das entsetzliche Feuergekrach der Gewehre erschütterte den Palast des Fürsten.

Um Gotteswillen, Hoheit, rief herbeistürzend mit ängstlicher Stimme der Minister von Eilenthal, exponiren Sie nicht Ihr kostbares Leben! Wie leicht kann eine verrätherische Kugel durch diese Scheiben —

Der arme Mann schien so ängstlich besorgt zu sein um das Leben seines Herrn, daß er den Satz nicht vollenden konnte. Er warf sich mit der ganzen Länge seines Körpers zwischen das Fenster und den Fürsten und zog diesen in die Mitte des Gemaches.

Dem Donner der mörderischen Gewehre war auf dem Platze ein furchtbares Geschrei gefolgt. Es war an der einen Stelle ein lautes Jauchzen, an der andren ein schauerliches Schmerzgeheul oder ein Schreien und Toben der Wuth und der Rache. Dann trat wieder plötzlich jene fürchterliche Todtenstille ein. Nur in weitrer Ferne hörte man das Aufschreien einzelner Stimmen, wahrscheinlich derer, die vorhin von dem Platze versprengt waren.

In dasselbe mischte sich plötzlich das schwer und dumpf die Luft durchzitternde Geläute der Sturmglokken auf allen Thürmen der Residenz. Es erschallte gleichzeitig, als wenn es bis auf die Sekunde wäre verabredet worden. Der Eindruck war um so tiefer.

Das Auge des Fürsten hatte bei dem Loskrachen der Gewehrsalven sich von neuem belebt. Er riß

sich von dem Minister los, ohne auf dessen Besorgniß zu achten.

Endlich! rief er und seine Schritte, mit denen er das Zimmer durchmaß, wurden wieder rascher, heftiger.

Bei den Schlägen der Glocken hielt er sie an.

Sie wollen Hülfe herbeirufen! sagte er, für einen Augenblick erblassend. Mögen sie. Meine tapfren Soldaten werden sie begrüßen!

Der Adjutant von Wangenheim kehrte zurück. Er meldete: Die Salve hat gewirkt. Ganze Bataillone der Aufrührer, wenn man ihre Haufen so nennen darf, verlassen den Platz. In kurzer Frist wird das Schloß frei sein.

Brav! erwiederte der Fürst. Rapportiren Sie mir alle fünf Minuten.

Der Adjutant entfernte sich wieder.

Von dem Platze her vernahm man lautes, verworrenes Commandiren der Führer, Marschiren der Haufen, Laden der Gewehre.

Der Fürst durchmaß wieder das Gemach. Seine Diener standen steif und stumm. Es war mehr als die Etiquette, was sie fesselte; es war die ängstlich gespannte Erwartung jedes nächsten unheilvollen Augenblicks, unheilvoll nach der einen oder nach der andren Seite, in der einen oder der andren Weise.

Selbst des Fürsten Brodi hatte die allgemeine, so durchaus menschliche Spannung sich bemächtigt. Er hatte einen Augenblick den ersten Minister, als dieser den Fürsten vom Fenster zurückzog, mit einem boshaften Lächeln angesehen und schien eine noch boshaftere Bemerkung auf der Zunge zu haben, aber er schwieg, ruhig seinen Platz am Fenster behauptend.

Eine neue Gewehrsalve ertönte draußen, diesmal minder heftig; die Fenster des Gemaches erklangen weniger stark. Es folgte wieder Geschrei und Geheul und Toben und dann wieder jene unheimliche Stille.

Der Kampf beginnt schon nachzulassen, wagte der erste Minister leise zu bemerken.

Die Empörer werden rasch gebändigt, entgegnete der Fürst.

Der Adjutant trat wieder ein.

Es steht alles gut, meldete er. Der Platz vor dem Schlosse ist diesen Augenblick als gesäubert zu betrachten. Die Rebellen hatten nur die Wahl, den Truppen auf dem Platze oder der im Schlosse befindlichen Mannschaft in die Hände zu fallen. Sie haben sich zurückgezogen nach der Seite des Schloßgartens hin; dort scheinen sie sich concentrirt halten zu wollen.

Aber dort, fiel der Fürst lebhaft ein, fallen sie

in die Schlünde der Kanonen. Nirgends besser können die Batterien spielen als dort. Bringen Sie dem Commandanten den Befehl, sofort die Artillerie auffahren zu lassen, sofort!

Der Adjutant flog zurück.

Endlich, endlich! sagte der Fürst. Wie schnell läßt durch gute Truppen ein solcher Aufstand sich unterdrücken, wie thöricht hatten wir uns vor ihm gefürchtet!

Hoheit werden mir das Zeugniß geben, erwiederte der Minister von Eilenthal, daß ich stets auf das entschiedenste gegen jedes Nachgeben mich ausgesprochen habe.

Das haben Sie, aber gerade meine Generale —

Hoheit halten zu Gnaden, nahm submiß der alte Kriegsminister das Wort, keiner von den Offizieren Euer Hoheit hat je an der Treue und Tapferkeit der Truppen gezweifelt. Von der eignen Treue und dem eigenen Muth will ich nicht sprechen.

Das Getöse des Kampfes hatte sich unterdeß in der That von dem Schloßplatze entfernt. Man hörte nur aus der Weite und aus anderer Richtung einzelnes Schießen und Rufen, aber das Heulen der Sturmglocken dauerte fort und erklang um so schauerlicher, je mehr Stille in der Nähe des Schlosses eingetreten war.

Unerwartet früh und mit rascheren Schritten kehrte der Adjutant zurück. Seine Gesichtszüge zeigten nicht Befriedigung.

Was bringen Sie? rief ihm der Fürst entgegen.

Ich habe zu melden, daß plötzlich zu allen Thoren bewaffnetes Landvolk in die Stadt dringt und dem Kampfplatze zueilt.

Pah! sagte der Fürst, es wird das verhungerte Gesindel aus den Gärten der Vorstädte sein. Die Sturmglocken ertönen ja kaum seit einer halben Stunde.

Verzeihen Euer Hoheit! Die Meldungen von den Thoren lauten anders. Man hatte, keinen Ueberfall von außen fürchtend, die Thore nur schwach besetzt, um alle disponiblen Truppen hier zu verwenden, aber auch stärkere Besatzungen hätten die Thore nicht schützen können. Das Landvolk aus der ganzen Umgegend der Residenz scheint aufgebrochen zu sein. Man bemerkt die Bewohner von Dörfern aus einer Entfernung von drei bis vier Meilen.

Der Fürst war nachdenklich geworden. Der Aufstand, sagte er, wäre demnach vorbereiteter und verzweigter, als man erwartet hatte.

Er sah seine Räthe fragend an. Keiner antwortete, vielleicht weil er nicht geradezu gefragt hatte.

Die Herren antworten mir nicht. Sehen Sie Gefahr?

Ich meinerseits nicht! entgegnete der Herr von Eilenthal. Mögen die Aufrührer auch noch so sehr vorbereitet haben, sie bleiben immer unorganisirte Massen ohne Einheit des Entschlusses und der Operationen.

Und, ergänzte einer der Generale, was Euer Hoheit zu bemerken die Gnade haben wollen, gegenüber dem regelmäßigen Militair.

Und, setzte der Kriegsminister hinzu, ohne tüchtiges und ausreichendes Kampfmaterial, während die Truppen Waffen und Munition aller Art im Ueberfluß haben.

Die Brust des Fürsten erleichterte sich sichtbar.

Richtig, sagte er wieder lebhaft, es fehlt ihnen namentlich an aller Artillerie. Wo mag die unsrige nur bleiben? Eilen Sie zurück, Wangenheim, die Batterien müssen auf das allerschnellste vorrücken, der Commandant muß jetzt mit Einem Male alle seine Kräfte entwickeln.

Der Adjutant entfernte sich.

Fast unmittelbar darauf trat eilends ein anderer Offizier ein.

Der Commandant sendet mich! meldete er dem Fürsten.

Wie stehen die Sachen?

Gut. Der Commandant hat folgende Dispositionen getroffen und zum Theil ausgeführt. Die Aufrührer haben sich auf der Schloßseite nach dem Hofgarten zu concentrirt. Sie sind dort eingeschlossen. Vorn und rechts stehen ihnen die Truppen entgegen, im Rücken haben sie die Besatzung des Schlosses, die in dem nächsten Augenblick einen Ausfall machen wird, sobald die Artillerie ankommt, die mit jeder Minute erwartet wird. Sie wird die Empörer von der linken Flanke nehmen. Hoffentlich werden sie, wie der General meint, es auf einen Kampf nicht ankommen lassen, der sie nothwendig bis auf den letzten Mann vernichten muß.

Und die Zuzüge vom Lande? fragte der Fürst.

Sie sind von dem Gros der Rebellen abgeschnitten. Ein zweiter Theil der Artillerie ist gegen sie commandirt. Man wird sie ohne Mühe auseinandersprengen.

Lassen Sie rasch Alles ausführen und rapportiren Sie weiter.

Der Offizier verließ das Zimmer.

Gleich darauf hörte man von mehreren Seiten schweres Wagengerassel, das sich dem Schlosse nahete.

Die Kanonen! sagte der Fürst mit großer Lebhaftigkeit, sie werden das Gesindel zu Paaren treiben.

Der Fürst Brodi hatte, ohne an den Unterredungen Theil zu nehmen, bisher fast unbeweglich an dem Fenster gestanden. Er trat jetzt mit einer Würde, die man von dem gewöhnlich kalten, spottenden, diabolischen Wesen des Mannes nicht erwartet haben sollte, auf den Monarchen zu.

Hoheit, sagte er, geben Sie mir das Zeugniß, daß ich ein treuer Diener Ihres Hochseligen Großvaters gewesen bin? Er nannte mich seinen Freund!

Das warst Du, auch mein Freund!

So gestatten Sie mir einige, nur sehr wenige Worte.

Sprich!

Hoheit, die Menschen, die in diesem Augenblicke das Futter Ihrer Kanonen werden sollen, sind Väter, Brüder, Söhne von Familien, sind Väter, Brüder und Söhne derer, welche die Feuerschlünde auf sie richten, und, Hoheit, sind Ihre Kinder, Ihre von Gott Ihnen anvertrauten Landeskinder.

Und? —

Haben Sie Erbarmen!

Was willst du? Mögen sie das Gewehr strecken! Mögen sie nach Hause gehen! Ich greife ja nicht sie, sie greifen mich an. Sollen meine Soldaten vor ihnen die Flucht ergreifen?

Lassen Sie ihnen Verzeihung und billige Erhörung ihrer Wünsche verkünden.

Den Rebellen? Ihren Drohungen nachgeben? Nimmermehr! Ich verstehe Dich nicht, Brodi.

Gestatten Sie ihnen morgen, wenn Alles wieder in Ruhe ist, durch eine Deputation Ihnen ihre Bitte vortragen zu dürfen.

Nimmermehr! Der Sieg ist jetzt mein. Die Rebellion muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, Dein Vorschlag würde sie erneuern. Es muß überhaupt anders werden. Ich war zu nachsichtig, das Volk hat noch zu viele Freiheiten, es muß anders behandelt werden. Den Schreiern muß der Kopf zertreten, die Unzufriedenheit muß unterdrückt werden. Die Gesetze müssen mit Blut geschrieben —

Die Thür des Gemaches wurde weit aufgerissen, ein Offizier stürzte mit leichenblassem Gesichte herein.

Was gibt's? rief der Fürst.

Gnädigster Herr, die Artillerie verweigert den Dienst, sie fraternisirt mit dem Volke.

Was? rief der Fürst, den Boden stampfend, daß die kostbaren Vasen auf ihren Gestellen umzustürzen drohten. Die Artillerie? Man werfe die Truppen auf sie, man massacrire die meineidigen Verräther.

Seine Stimme zitterte, sein Gesicht glühte. Er wandte sich an die Generale. Eilen Sie, meine

Herren, vollziehen Sie meine Befehle, lassen Sie die Treulosen an ihren eignen Kanonen zusammenschießen, treiben Sie sie mit Gewalt in den Kampf!

Hoheit werden zu Gnaden halten, nahm der Offizier wieder das Wort, ich muß hinzufügen, daß die Batterien kampffertig aufgefahren stehen. Ein Angriff auf sie erscheint in gegenwärtiger Lage unmöglich. Die Artillerie verlangt augenblickliche Einstellung des Kampfes und das Zurückziehen der Truppen, widrigenfalls sie mit dem Volke gemeinschaftliche Sache zu machen droht.

Was sagen Sie, meine Herren? wandte der Fürst sich wieder an die Offiziere.

Zwei alte Generale traten vor.

Die Truppe wird der Vernunft Gehör geben, sagte Einer von ihnen. Man muß den Versuch machen.

Es ist vergeblich, bemerkte der rapportirende Offizier. Das Volk hat sie bereits vollständig umgeben, es läßt Niemanden durch. Mit Gefahr meines Lebens gelangte ich hierher.

Man muß sich mit Gewalt Bahn brechen, rief der Fürst.

Der alte General erwiederte kopfschüttelnd: Ich muß dem Rittmeister Recht geben; Gewalt ist unter solchen Umständen vollkommen unmöglich.

Was rathen Sie denn, meine Herren?

Die Röthe war aus dem Gesichte des Fürsten vollständig gewichen. Seine Züge erschlafften sichtlich mehr mit jedem Augenblicke.

Alles schwieg um ihn her. Keiner wußte zu rathen.

Sprechen Sie! drängte der Fürst.

Auf die Artillerie war gerechnet, nahm ein General das Wort. Ohne sie können die Truppen bei ihrer Stellung und numerischen Schwäche nichts ausrichten. Gegen sie sind sie verloren.

Ein zweiter General bestätigte das. Man wird unterhandeln müssen! setzte er hinzu.

Mit dem Volke? Den Rebellen?

Keine Unterhandlung, fiel der Minister von Eilenthal wieder ein. Ich beschwöre Euer Hoheit, bedenken Sie die furchtbare Schwäche, in diesem Augenblicke zu unterhandeln.

Was rathest Du, Brodi?

Eine Unterhandlung in diesem Augenblicke ist zu spät, sagte der alte Fürst entschieden.

Ein andrer Offizier stürzte herein, beinahe ungestümer als der vorige.

Schon wieder eine Unglücksbotschaft! rief der Fürst. Was bringen Sie?

Der General läßt melden, daß das zweite Regiment zu den Aufrührern übergegangen ist?

Auch das? Meine Herren, ist es denn möglich? Und die Offiziere? Was habe ich für Offiziere in meiner Armee?

Die Offiziere, die von dem Regimente sich abwandlen, sind in der Gewalt des Volkes.

Was ist zu thun, meine Herren? Rathen Sie.

Der Fürst wischte mit dem seidnen Taschentuche den Schweiß von der Stirne.

Die Räthe des Fürsten sahen einander an.

Gewalt oder Nachgeben, sagte endlich einer der Generale, ein Drittes gibt es nicht. Entweder dem Geschicke vertrauen und das Aeußerste wagen oder —

Oder, fiel der Herr von Eilenthal ein, oder dem Volke den Thron vor die Füße werfen. Nimmer diese Alternative. Es gibt nur Eins, siegen oder im Kampfe mit Ehren fallen.

Aber ist denn ein Sieg noch möglich, meine Herren? fragte der Fürst. So reden Sie doch. Kann denn diese Handvoll treugebliebner Truppen den Kampf noch aufnehmen?

Der alte General, der zuletzt gesprochen hatte, trat mit festem Schritte vor. Ich weiß noch Ein Mittel, sagte er. Stellen Euer Hoheit sich an die

Spitze der Truppen, ich werde die Ehre haben, Sie zu begleiten.

Um des Himmelswillen, fiel der Minister von Eilenthal ein, Hoheit werden sich doch nicht in die Bajonette, in den Mord, in den Meuchelmord werfen?

Das Erscheinen des Landesherrn, entgegnete der General, wird den Verwegensten zur Besinnung bringen. An Meuchelmord glaube ich unter diesem Volke nicht.

Was wollen Sie denn, daß ich thun soll, Eilenthal? fragte der Fürst.

Lieber die Flucht ergreifen an einen benachbarten Hof. Das Weitere wird sich finden, wenn die Elemente sich hier wieder beruhigt haben.

Der zuletzt eingetretne Offizier bemerkte: Eine Flucht ist kaum mehr möglich, wenigstens im hohen Grade gefährlich. Das Schloß ist rund umher besetzt. Alle Thore der Stadt sind in den Händen des Volks.

Aber so rathen Sie, meine Herren! sagte der Fürst.

Die Thür des Cabinets that sich rasch, aber geräuschlos auf. Eine schwarze, starr und finster blikkende Gestalt trat herein.

Ha, Reuter! warf sich dem Eintretenden der Fürst mit Ungestüm entgegen. Willkommen in der Stunde der Gefahr, rathen, helfen Sie! Ich bin rathlos.

Der Oberst von Reuter schritt mit einer ehrerbietigen, stummen Verbeugung auf den Regenten zu.

Rathlos, mein Fürst? fragte er mit seiner klaren und doch immer feierlichen Stimme. Der Rath des Herrn ist stets bei den Fürsten. Fragen Sie nur recht aufrichtig Ihr eignes Innere und Sie werden die bessre Antwort, den Rath des Heils erhalten.

Es handelt sich um Kampf oder Nachgeben.

Und wozu räth die Stimme in Ihrem Innern? Folgen Sie dem menschlichen Zuge, der sich dort regt.

Der Fürst schien leichter aufzuathmen. Er wollte sprechen.

Der Herr von Eilenthal kam ihm zuvor: Ich beschwöre Euer Hoheit nochmals, ein Nachgeben in dem gegenwärtigen Augenblicke vernichtet Sie auf ewige Zeiten. Es vernichtet die Idee der fürstlichen Souveränität, es bringt jenes leere Phantom zu einer berechtigten Existenz, jenes Gespenst der Volkssouveränität. Euer Hoheit werfen Ihren Thron um, wenn Sie nachgeben.

Das Volk, nahm mit vollkommner Ruhe der Oberst von Reuter das Wort, das Volk verlangt, soweit ich es gehört habe, nur eine Verfassung. Dieses Verlangen ist gerecht; es ist in dem Wesen des Volkes und in der Natur des Staates gegrün-

det. Einem Verlangen des Rechts und der Billigkeit nachzugeben, bringt zu keiner Zeit Schande.

Die Brust des Fürsten hob sich.

Zudem, fuhr der Oberst fort, enthält das Versprechen blos einer Verfassung im Grunde nichts Bindendes. An sich entäußert es den Thron Euer Hoheit keines seiner Rechte. Der Begriff einer Verfassung ist ein sehr weitschichtiger und noch mehr ein dehnbarer. Je früher das Versprechen gegeben wird, desto allgemeiner kann es gestellt werden.

Weiter, lieber Oberst! Was ist Ihr Rath?

Mein Rath ist einfach folgender: Euer Hoheit stellen hier sofort eine Urkunde aus, durch welche Sie dem Lande verheißen, daß Sie am morgenden Tage eine Commission aus Männern, denen das Volk sein Vertrauen nicht entsagen werde, zusammensetzen wollen, mit dem Auftrage, binnen kürzester Frist eine demnächst zu publicirende Verfassung auszuarbeiten und vorzulegen, in welcher den Rechten des Volkes befriedigende Rechnung getragen werden solle. Einer der Minister Euer Hoheit verkündet sogleich in Gegenwart des gesammten Staatsministeriums den Inhalt dieser Urkunde vom Balkon des Schlosses; gleichzeitig wird sie gedruckt in der Stadt vertheilt. Ich kenne das Volk. Es wird zufrieden sein und jubeln.

Sofort soll das geschehen, meinen Sie?

Es ist keine Minute Zeit zu verlieren. Der stillschweigend, fast unwillkürlich geschlossne Waffenstillstand der streitenden Theile kann jeden Augenblick aufhören; alsdann wäre es zu spät. Das Volk würde sich in das Schloß wälzen und Euer Hoheit wären persönlichen Demüthigungen ausgesetzt oder zu einer zweifelhaften Flucht gezwungen.

Der Entschluß des Fürsten schien schon gefaßt zu sein.

Eilenthal! rief er rasch.

Der Herr von Eilenthal trat bescheiden vor. Wollen Euer Hoheit nicht die Gnade haben, den Justizminister zu beauftragen? sagte er nicht ohne Empfindlichkeit.

Der Fürst wandte sich an den Justizminister: Sie haben gehört. Fertigen Sie sofort die Urkunde aus!

Der Minister gehorchte dem Befehle. In kurzer Zeit war er fertig. Der Fürst durchlas die Urkunde flüchtig und unterzeichnete sie rasch, wie es schien, ohne Gemüthsbewegung.

Jetzt auf den Balkon! drängte der Oberst die anwesenden Räthe des Fürsten.

Sie gingen; der Oberst von Reuter mit ihnen. Der Monarch blieb allein in seinem Cabinete.

Das weite Gemach war glänzend erleuchtet. Die Fenster waren wieder dicht verhangen. Draußen schien alles still zu sein. Die feindlichen Theile standen noch immer einander gegenüber, harrend einer Entscheidung, welche die Väter, Söhne und Brüder nochmals gegen einander in den blutigen, mörderischen Kampf werfen oder aber als Väter, Söhne und Brüder wieder vereinigen sollte.

In dem Gemache stand der Fürst einsam, allein. Er hatte die linke Hand auf die Marmorplatte eines Tisches gelegt; der rechte Arm hing schlaff herunter. Eine tiefe Stille umgab ihm. Man nennt sie eine Todtenstille, weil sie in den Gräbern des Todes wohnt, weil sie aber auch den Lebenden an Tod und Grab erinnert.

Mochte sie Bilder des Todes auch in der Brust des Fürsten erwecken? Wenn der Gedanke an den Tod den Menschen mit Bildern und Gedanken des Friedens und der Ruhe erfüllt, dann dachte der Fürst nicht an den Tod, denn aus seinen Augen schossen finstere, feindliche Blicke, Blicke, die treffen und vernichten zu wollen schienen. Dachte er an sein Land, an sein Volk, an die Ohnmacht und Demüthigung der vergangenen Stunde und an die Vergeltung und Rache der Zukunft? — Wer kann es wissen?

Leise öffnete sich die Thür des glänzenden Ge-

maches. Zu dem einsamen Fürsten schritt ein finster aussehender Mann.

Der Fürst erschrak bei seinem Anblicke so heftig, daß er sich an der Platte des Marmortisches beinahe festhalten mußte. Er machte eine abwehrende Bewegung gegen den Eintretenden. Dieser schritt ruhig und gemessen auf den Erschrockenen zu.

Fürst, sprach er mit gleich ruhiger und gemessener Stimme, ich fordere meinen Vater von Ihnen und die mit ihm verhafteten zwei Ehrenmänner und noch ein theures Wesen.

Der Fürst griff nach einer silbernen Glocke, die neben ihm auf dem Tische stand.

Rufen Sie keine Hülfe, Fürst, ich spreche meine Forderung bittend aus; wollte ich drohen, wollte ich zwingen, gegen meine Drohung, gegen meinen Zorn, würde keine menschliche Hülfe Sie schützen.

Der Fürst stellte die Glocke wieder hin.

Wer hat Sie eingelassen?

Fragen Sie nicht darnach, — gewähren Sie mir meine Bitte, meine gerechte Forderung.

Was wollen Sie von mir?

Meinen Vater, seine Freunde und — mein Weib.

Der Fürst zuckte zusammen. Wiederholt machte er eine Bewegung, um nach der Glocke zu greifen. Ein mißtrauischer Blick in das Gesicht des vor ihm

stehenden Mannes zeigte ihm aber ein vollkommen ruhiges und nur ernst drohendes Auge. Er zog die Hand zurück. Mochte er sich überzeugen, daß er nichts zu befürchten habe oder mochte er gar die Gegenwart eines dritten zu fürchten haben oder mochte innerer Muth ihn erstarken; genug, er erwiederte im Tone der Entschlossenheit: Ich befehle Ihnen, mich auf der Stelle zu verlassen.

Der finstere Mann stand ruhig. Fürst, sprach er, der Gang hierher, in dieser Stunde, hat mich einen schweren Kampf gekostet. Selbst von Ihnen verfolgt, blieb mir kein anderer Augenblick, als dieser. Ich habe mir dennoch manches Bedenken, manchen Einwurf selbst gemacht, ich habe sie überwinden müssen, Liebe und Freundschaft geboten es mir und mein gutes Recht. — Fürst, auch ein Wort noch wird mich einen schweren Kampf kosten, wenn Sie mich zwingen, es auszusprechen, aber wiederum fordern es Liebe, Freundschaft und das Recht von mir.

Die Wangen des Fürsten wurden weißer als der weiße Marmor ihm zur Seite; sein Auge glänzte gläsern wie das Auge eines Todten. Man hätte ihn für einen Todten halten können, wenn nicht ein furchtbares Zittern des ganzen Körpers das Leben in ihm verrathen hätte. Er schien sprechen zu wollen, aber seine Zunge versagte ihm den Dienst.

Doch noch einmal raffte er sich auf mit fast übermenschlicher, aber auch mit seiner letzten Kraft.

Sprechen Sie das Wort aus! sagte er höhnisch.

Mein Fürst, sagte ruhig der Mann vor ihm, wenn ich in diesem Augenblicke dem Volke die Beweise über das Verschwinden der Diamanten —

Sie werden nicht!

Der Fürst stieß die Worte mit einem lauten Schrei hervor. Seine Augen traten fast unter den Stirnhölen hervor, auf seinen Lippen stand blutiger Schaum, seine Hände hielten krampfhaft den Tisch neben ihm und erhielt sich an dem Tische, aber die fürchterliche Anstrengung hatte seine Kraft gebrochen. Er drohte zur Erde zu stürzen. Der finstere Mann griff ihn in seinen Armen auf und führte ihn zu einem Sessel.

Die furchtbare Wirkung seiner Worte wirkte auf ihn zurück.

Ich werde nicht! sprach er, ich werde nicht ehrlos sein, aber sein Sie menschlich.

Der Fürst erholte sich.

Reichen Sie mir das Schreibmaterial, sagte er mit schwacher Stimme.

Der Andere reichte es ihm.

Wo ist mein Weib? fragte er.

In derselben Festung, die Ihren Vater birgt.

Ich vertraue Ihnen!

Der Fürst schrieb und untersiegelte mit seinem Siegelring. Er überreichte das Geschriebene dem Mann. Dieser durchlas es. Es war ein Befehl an den Commandanten der Festung, die Prinzessin Amalie sofort dem Ueberbringer Grafen von Arnstein zu überliefern und die Gefangenen, Graf Arnstein, Horberg und Vorhöff in Freiheit zu setzen.

Der Graf Eduard von Arnstein entfernte sich mit dem Papiere.

Der Fürst sank zurück in den Sessel und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Draußen auf dem Schloßplatze erhob sich der Jubel des Volkes, der nicht enden wollte, und immer wieder von neuem ertönte der Ruf: Es lebe der Fürst Georg!

XII.

Die Befreiung.

Der kleine und dicke Justizrath Friedel, Justitiarius der Festung, ging hustend und sich räuspernd in dem Wohnzimmer des Commandanten der Festung auf und ab. Er war allein. Der Justizrath Friedel war ein lebhafter Mann und pflegte zuweilen laut mit sich selbst zu sprechen. Dies that er auch jetzt alsbald.

Ah, ah! sagte er, eine vertracte Sache, aber klug angefangen, kann sie mir neue Lorbeeren eintragen. Mein Gönner Eilenthal ist ohnehin erster Minister. Ja, ja, man muß sich immer mit den Menschen gut halten, auch wenn sie noch nichts sind, man kann nicht wissen, was noch einmal aus ihnen wird. Wie oft habe ich das dem Friedrich gesagt! Dem fremden Menschen, den man nicht kennt, muß man höflich aus dem Wege gehen; man kann

nicht wissen, was er ist oder was er wird. Aber bei dem rohen Burschen haben keine Lehren verfangen, darum bekömmt er nun auch die einzige reiche Tochter nicht! — Aber wohin führen mich die Gedanken! — Ja, ja, heute läßt sich etwas machen. Nur scharf darauf los inquirirt und mit Umsicht, so wird das ganze Complott schon an das Tageslicht kommen. Zum Ueberflusse schreibe ich ja die Protokolle selbst. Kein Protokollführer steht im Wege und die Soldaten verstehen vom Jus nicht so viel! Die Sache wird sich machen. — Und Aufsehen! Und Trophäen! Besonders beim Militair! Der Militairfiscus knickert nicht, er hat ja auch die Fonds!

Der kleine Mann rieb sich sehr vergnügt die Hände.

Der Commandant trat ein.

Wünsche ganz gehorsamst einen guten Morgen, Herr Obristwachtmeister! Fatale Geschichten hier! Sehr unangenehme.

Ein schändliches, niederträchtiges Complott! erwiederte der Major. Meine Ehre, mein Kopf stand auf dem Spiele! Aber mich betrügt man nicht, ein alter Soldat ist immer wach, bei Tag und bei Nacht.

Der Herr Obristwachtmeister mindestens haben den Ruf durch das ganze Land.

Gott sei Dank! Aber, Herr Justizrath, lassen

Sie uns gleich an die Arbeit gehen. Ich habe Sie rufen lassen, damit Sie mir die ganze Geschichte zu Protokoll nehmen und ich sie gleich ausführlich dem Kriegsminister melden kann. Der vorläufige Rapport ist schon weg, man wird aber allgemein, selbst der Monarch, auf die näheren Details gespannt sein.

Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister, wollen Sie nur die Gewogenheit haben, mir vorab den Vorgang in seinen Umrissen mitzutheilen, damit ich eine sichere Basis der Untersuchung gewinne.

Das werde ich. — Gestern war mein Geburtstag, die Besatzung feierte ihn wie gewöhnlich. Es kommt mir bei solcher Gelegenheit auf ein Faß Wein nicht an. Die Leute waren auch munter und lustig, ich bleibe aber alsdann, meiner alten Gewohnheit nach, desto nüchterner. Gestern Abends besonders verspürte ich eine eigenthümliche Unruhe in mir, es war mir beinahe wie an den Schlachttagen in meiner früheren Zeit. Ich machte selbst noch spät überall in der Festung die Runde und stand wach am Fenster, als Alles schlief. Da kam es mir denn spät in der Nacht vor, als ob ich durch das Dunkel einzelne Menschen an die Mauern heranschleichen sehe. Ich blicke schärfer hin. Ich habe ein gutes Auge trotz meines Alters und überzeuge mich immer mehr, daß eine ganze Bande sich dicht vor der Festung ver-

sammelte. Ohne Geräusch zu machen, begebe ich mich zu den einzelnen Posten, dann an das Thor, dann in die Caserne. Ich mache Alle wach, befehle ihnen aber die größte Stille an und stelle mich nun am Thor auf Posten. Nicht lange dauert es, so wird leise ein Schlüssel in dem Schlosse des Thores umgedreht. Aha! jetzt rasch den Baum inwendig vorgeschoben und Allarm gemacht. Der Versuch, das Thor zu öffnen oder zu sprengen, war vergeblich. Die Spitzbuben standen auch bald davon ab und, als ihnen durch die Schießscharten einige Kugeln zugesendet wurden, nahmen sie eilig das Reißaus. Das ist die ganze Geschichte des versuchten Ueberfalls.

Und was war der Zweck?

Warten Sie nur. Ein braver Offizier muß die Augen überall haben. Wie ich da herumgehe, meine Leute wach zu machen, sehe ich auf einmal in der Nähe des runden Thurms die kleine Gestalt des Mädchens herumschleichen, die seit Kurzem bei meiner Haushälterin ist. Die Dirne sucht sich vor mir zu verbergen, aber ich fasse sie. Sie will nicht heraus damit, warum sie in später Nacht umherschleicht. Ich bringe sie zu der Blausteinin, sie wird dort visitirt und was finden wir bei ihr? Die Schlüssel zu den Gefängnissen im Thurme. — Sie wird gefragt, was sie damit gewollt, wie sie

dazu gekommen. Sie gibt keine Antwort. Sie steht stumm und weint nur. Keine Silbe ist aus ihr herauszubekommen. Thun Sie nun das Ihrige, Herr Justizrath!

Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister. Wir wollen die Verrätherin sogleich vorkommen lassen.

Er ertheilte einer draußen harrenden Ordonnanz den Befehl, das Mädchen vorzuführen.

Nach wenigen Augenblicken trat Anna Hammer ein, begleitet von dem Unteroffizier Lange, gefolgt von der Mamsell Blausteinin.

In dem Gesichte des Unteroffiziers saß der stille Ingrimm, durch das der Haushälterin flog der helle Zorn.

Anna Hammer war sehr bleich, ihre Augen zeigten Spuren des Weinens, aber sie weinte nicht mehr. Ihre Gesichtszüge drückten Ruhe und feste Entschlossenheit aus. Sie war heute wieder Jungfrau, nicht mehr Kind.

Der Unteroffizier trat schweigend ein.

Die Haushälterin nahm rasch das Wort: Hier ist die Person, sagte sie mit heulender Stimme, die schlechte Person, die mir diese Schande macht. Wie eine Schlange habe ich sie an meinem Busen ernährt! Das ist der Dank für meine Liebe. Aber, wie konnte es auch anders sein? Was konnte Gutes

kommen von dem langen Landstreicher, der die Leute will kugel- und stichfest machen können?

Ereifern Sie sich nicht, liebwertheste Mamsell Blausteinin. Tritt näher, Du kleine Spitzbübin.

Herr Justizrath, sagte das Mädchen mit einer ruhigen Würde, Sie haben nicht das Recht mich zu schimpfen. Ich höre, Sie sollen mein Richter sein. Fragen Sie mich und ich werde Ihnen antworten, aber belegen Sie mich nicht mit Schimpfnamen.

Sehe einer die Frechheit, eiferte die Haushälterin.

Impertinent! setzte der kleine Justizrath hinzu, aber er blieb kalt. Nun, mein empfindliches Täubchen, so antworte mir denn. Was hattest Du heute Nacht bei dem Thurme zu schaffen? Was hattest Du mit den Schlüsseln vor, die man bei Dir gefunden hat?

Ich will es Ihnen gerade und offen heraussagen, Sie können dann mit mir machen, was Sie wollen. Ich wollte die drei Gefangenen befreien, den Grafen Arnstein, den Rittmeister Horberg und den Doctor Vorhöff.

Der Unteroffizier stampfte mit beiden Füßen und biß die Lippen zusammen.

Die Haushälterin kreischte: Grundgütiger Gott, welche höllische Bosheit!

Der Commandant verfärbte sich. Wie kommst Du zu den Namen? fragte er und rasch, in befehlendem Tone setzte er hinzu: Hier gibt es keine Namen, die Dirne hat Nummer Null, Nummer Eins und Nummer Zwei aus ihrer Haft befreien wollen, dabei bleibt es.

Der Justizrath war sichtlich überrascht, als er die Namen hörte, auf die Worte des Commandanten erwiederte er aber: Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister!

Zu der Kleinen gewandt, fuhr er fort: Ah, ah, Du wolltest also drei Gefangene befreien? Nun, wie wolltest Du das machen?

Herr Justizrath, ich habe Ihnen gesagt, was meine Absicht war, ich werde Ihnen jetzt keine weitere Antwort mehr geben. Ersparen Sie sich jede fernere Frage.

Nun, nun, nicht so patzig. Das wird sich schon finden, habe schon andere Trotzköpfe mürbe gemacht durch einsames Gefängniß, durch den Klotz, durch Ketten, durch Hunger und so weiter. Das wird sich alles schon finden. Also meine Frage war, auf welche Weise wolltest Du die Gefangenen befreien?

Anna Hammer sah still vor sich nieder, ohne zu antworten.

Du hattest die Schlüssel zu ihrem Gefängnisse?

Das Mädchen antwortete nicht.

Wie warst Du dazu gekommen?

Keine Antwort.

Du hattest auch wol den Spitzbuben da draußen die Schlüssel zu der Festung verschafft?

Das Mädchen schwieg hartnäckig.

Ei, ei, mein Püppchen, das geht ja vortrefflich mit den Antworten. Also Du hattest mit den Leuten da draußen den Ueberfall und die Befreiung der Gefangnen verabredet? Wahrscheinlich mit den Bauern in den benachbarten widerspenstigen Dörfern? Auch einem Gutsbesitzer in der Nähe ist nicht zu trauen. Mit ihnen Allen hattest Du Dich also verabredet?

Er erhielt keine Antwort.

Und mit den drei Gefangnen wol auch? Nun, die hat man ja zur Hand, die werden wol redseliger sein, als Du mein schweigsames Kindlein; besonders wenn man sie ein wenig auf die Prügelmaschine spannt. Meinst Du nicht auch?

Das Kind zuckte zusammen. Sie kämpfte heftig mit sich selber, aber ihr Entschluß zu schweigen, behielt den Sieg.

Ja, ja, Herr Obristwachtmeister, ich denke, wir beginnen einmal mit dem Verhöre jener Gefangnen und sperren unterdeß bis etwa zu heute Abend diese

S. am Schlusse

mehr als verstockte Verbrecherin in ein recht hübsch finstres Loch ein. In einem der Thürme wird ja wol solch ein liebliches Plätzchen vorhanden sein.

Der Commandant nickte dem Justizrath seinen Beifall und dem Unteroffizier den Befehl zu, das Mädchen abzuführen.

Machen Sie mit mir, was Sie wollen, sagte Anna Hammer und sie folgte, ohne zu wanken, dem Unteroffizier aus dem Zimmer.

Die Gefangnen, hob der Justizrath zu dem Commandanten an, müssen in der That in dem Complott sein und es wird nothwendig, daß sie vernommen werden.

Er schien heute überhaupt wenig Antwort bekommen zu sollen. Der Commandant stellte sich schweigend und nachdenklich an das Fenster.

Ich meine, Herr Obristwachtmeister, wir werden die Gefangnen hören müssen.

Sie sind nur mir anvertraut, erwiederte kurz der Commandant. Ich werde sie allein befragen.

Er wollte sich zum Fortgehen anschicken. Ein Unteroffizier von der Thorwache begegnete ihm an der Thüre.

Ich melde, daß Jemand am Thore Einlaß verlangt. Sagt, er komme aus der Residenz.

Sein Name?

Will ihn nur dem Herrn Commandanten nennen.

Sein Begehr?

Habe den Herrn Commandanten zu sprechen.

Sonderbar! Aber aus der Residenz! — Man führe den Menschen zu mir.

Der Justizrath schrieb an seinem Protokolle. Der Commandant stellte sich wieder schweigend an das Fenster.

Nach einigen Minuten trat, von weiter Reise bestaubt und ermüdet, ein Fremder ein, geführt von dem Unteroffizier, der auf einen Wink des Commandanten sich wieder entfernte.

Was wollen Sie? fragte der Commandant barsch den Fremden. Wer sind Sie?

Mein Name ist Graf Eduard von Arnstein, mein Begehr werden Sie aus dieser Schrift ersehen.

Der Commandant stutzte, der Justizrath ließ überrascht die Feder sinken.

Der Commandant las das ihm überreichte Papier. Seine Ueberraschung ging in Erstaunen, sein Erstaunen in Bestürzung über.

Die Augen des Justizraths hingen an dem des Commandanten; er wurde roth und blaß, wie dieser bald roth, bald blaß wurde.

Die Handschrift des Fürsten! sagte der Commandant.

Wie Sie sehen! bestätigte der Graf Arnstein.

Auch sein Siegel!

So ist's!

Seine Hand vom Anfang bis zum Ende!

Er überlas wiederholt das Papier, betrachtete es mißtrauisch nach allen Seiten und warf mißtrauischere Blicke auf den Ueberbringer.

Haben Sie noch andere Legitimationen, mein Herr? fragte er.

Genügt Ihnen Handschrift und Siegel Ihres Monarchen nicht? Welche Legitimation stellen Sie über diese?

Alle Teufel, Herr, fuhr der Commandant heraus und die Schweißtropfen standen auf seiner Stirne, es kann mich meinen Kopf kosten, wenn dieses Papier da falsch ist.

Es ist ächt. Gehorchen Sie dem Befehle Ihres Fürsten.

Ich soll Ihnen die vier wichtigsten Staatsgefangnen ausliefern, die jemals in diesen Mauern gesessen haben!

Ich denke, Sie schreiten sofort zum Werke. Ich fordere es von Ihnen.

Der Commandant starrte wieder auf das Papier.

Ich mache Sie verantwortlich für jede Verzögerung, fuhr der Graf Arnstein fort.

Die Schweißtropfen auf der Stirne des Majors verminderten sich nicht. Er hatte noch immer keinen Entschluß.

Mit erhöhtem Nachdruck sprach der Graf: Der Befehl des Fürsten lautet auf augenblickliche Freilassung der Gefangnen. Ich verlange jetzt auf der Stelle von Ihnen meinen Vater, seine Freunde und meine Gemahlin.

Ihre Gemahlin? Die Prinzessin Ihre Gemahlin?

Der Commandant zerdrückte respektwidrig die fürstliche Ordre.

Der Justizrath sprang auf.

Ohne weitere Umstände! sagte in befehlendem Tone der Graf.

Der Justizrath nahte sich dem Major und warf einen Blick in das wieder entfaltete Papier.

Der Befehl Seiner Hoheit ist Gesetz! sagte er zu dem Commandanten, aber mit einer tiefen Verbeugung gegen den Grafen.

Der Herr Obristwachtmeister sind außer aller Verantwortlichkeit, setzte er hinzu.

Der Commandant ging aus dem Zimmer. Nach einer Minute kehrte er mit einem Bunde Schlüssel zurück.

Folgen Sie mir, Herr Graf!

Sie gingen.

Herr Major, eine Bitte.

Welche?

Ueberlassen Sie mir die Reihefolge zu bestimmen, in welcher ich die Gefangnen in Empfang nehme.

Bestimmen Sie.

So lassen Sie uns zuerst zu dem Gefängnisse des Doctor Vorhöff gehen.

Der Major führte ihn schweigend dahin. Schweigend schloß er die Zelle auf.

Der Graf trat ein.

Edler Dulder, ich bringe Ihnen die Freiheit.

Die Freiheit! jubelt die blasse Leidesgestalt. Die Freiheit! — Auch den Andren?

Auch Ihren Gefährten.

Wie ist das möglich? Was hat sich begeben?

Sie sollen es später erfahren. Lassen Sie uns weiter eilen!

Sie gingen weiter zu dem Gefängnisse Horbergs.

Der Major schloß es schweigend auf.

Vorhöff fiel in Horbergs Arme.

Bruder, wir sind frei, frei!

Frei! rief Horberg.

Er sprach kein andres Wort. Sie weinten Beide.

Weiter, meine Freunde! drängte der Graf.

Sie gingen weiter zu dem Gefängnisse der Prinzessin. Der Commandant führte sie zurück in sein

Wohngebäude und dort in einen von außen nicht bemerkbaren, durch Vorbauten verdeckten Seitenflügel.

Mein Herr, unser Erretter, wer sind Sie? fragte Vorhöff den Grafen.

Der Sohn Ihres dritten Leidesgefährten, aber fragen Sie nicht weiter. Das Herz will mir zerspringen.

Die Windungen von Treppen führten sie in den obersten Stock des Flügels.

Der Commandant schloß ein Gemach auf.

Der Graf Arnstein lag in den Armen seiner Gattin.

Amalie!

Mein Eduard!

Du bist hier!

Er hatte auch hier kein anderes Wort als das der Freiheit. Gibt es für den Gefangenen ein schöneres Wort? Gibt es für ihn ein anderes?

Und nun zum Vater! rief der junge Mann, dessen Augen noch immer trocken geblieben waren.

Mit kräftigem Arme unterstützte er die schwankende Gattin.

Sie gingen zurück zum Thurme, zu der engen Zelle des alten Grafen Arnstein.

Der Commandant schloß auch diese auf.

Ein hoher Greis stand aufrecht in der Zelle, ein

silberweißer Bart floß ihm auf die breite, gewölbte Brust herab; Silberlocken bekränzten das edelgeformte Gesicht. Ueber die ganze Gestalt war die Schönheit des körperlichen Ebenmaßes, der geistigen Ruhe, des inneren Seelenfriedens gegossen. Seine großen, klaren, blauen Augen blickten den Ankommenden entgegen, nicht mit Ueberraschung, nicht mit Neugierde, auch nicht mit weichlicher Ergebung oder gar theilnahmloser Gleichgültigkeit, aber mit jenem nicht zu bezeichnenden Ausdrucke der edelsten, selbstbewußten Würde.

Der Sohn kniete vor dem wiedergefundenen, so lange gesuchten Vater nieder.

Mein Vater, sprach er, Ihr Sohn bringt Ihnen die Freiheit; Ihre Tochter, Ihre Freunde bringen sie Ihnen.

Heftiges Schluchzen unterbrach seine Worte.

Der Vater hob ihn auf und zog ihn an seine Brust.

Mein Sohn, sagte der Greis mit schöner, mit triumphirender Stimme, so hatte ich mir den Moment meiner Befreiung gedacht. — Lebt Deine Mutter?

Sie lebt!

Der Herr hat meine zwei besten Wünsche erhört.

Sein Auge ruhte auf der Prinzessin. Es erkannte altbekannte Züge wieder.

Prinzessin Amalie? fragte er.

Ihre Tochter, die um Ihren Segen bittet!

Sie ergriff die Hand des edlen Greises, um sie zu küssen.

Er zog sie an sein Herz. Beide Kinder, Gatte und Gattin ruheten lange weinend an dem Herzen des Vaters.

Die Freunde empfing der treue Druck der Hände.

Der Graf Eduard von Arnstein war der erste, der aus der Gruppe sich losriß.

Fort von hier, rief er, in eine freiere Luft!

Sie eilten fort, nach kurzem Abschiede von dem Commandanten.

Auf einmal, mitten auf dem Platze, der den runden Thurm von dem Commandanturgebäude trennte, hielt der Rittmeister von Horberg seine Schritte an.

Wo ist Anna Hammer? rief er.

Es war, als wenn ein elektrischer Schlag sie Alle getroffen hätte.

Der junge Graf Arnstein stürzte in die Commandantur, in das Zimmer des Commandanten. Die Anderen folgten ihm.

Wo ist Anna Hammer? rief er.

In meiner Haft, sie bleibt hier, sie ist des Verraths und Aufruhrs schuldig.

Das Kind?

Die Gesetze sind streng. Sie wollte gewaltsam die Gefangenen befreien.

Sie wollte, was bereits geschehen war. Die Freiheit der Gefangenen war vom Fürsten schon ausgesprochen.

Darüber mag das Kriegsgericht entscheiden.

Herr Major, rief der Rittmeister von Horberg, das Kind ist dem edelsten Zuge des Herzens gefolgt. Seien Sie nicht unmenschlich! Ich reise ohne das Kind nicht von diesem Platze.

Der junge Graf Arnstein theilte seiner Gattin das Schicksal Anna's mit.

Welch edle Selbstaufopferung! sagte diese, auch ich verlasse die Unglückliche nicht.

Der Commandant stand verlegen.

Der Justizrath Friedel trat, sich unterwürfig spreizend vor.

Wenn ich recht berichtet bin, ergriff er das Wort, so haben Seine Hoheit bereits gestern die Freilassung der respektiven Gefangenen zu unterzeichnen geruhet. Rechtlich waren sie also heute Nacht keine Gefangenen mehr. Es fehlte folglich für das Attentat dieser Kleinen an allem und jedem Objecte, so daß nach der Meinung der bewährtesten Rechtslehrer nicht einmal von einem Conate ihres fast allerdings sehr

schweren Verbrechens die Rede sein kann. Unter solchen Umständen muß ich pflichtmäßig bemerken, daß ich als Inquirent keine Veranlassung zu einer weiteren Prozedur gegen die kleine Person aufzufinden vermag, vielmehr für ihre Freilassung mich aussprechen muß.

Das spricht ein guter Engel aus Ihnen! sagte der Rittmeister.

Dem Major war der Justizrath das juristische Orakel. Er befahl dem Unteroffizier Lange die sofortige Herbeiholung des Mädchens. Brummend vollstreckte der Soldat den Befehl.

Anna Hammer flog aus einem Arm in den anderen; am glücklichsten war sie in dem der Prinzessin.

Oder waren es blos Thränen der Freude, die in den Armen des Rittmeisters von Horberg aus ihren Augen stürzten? Mischte sich in die Freude nicht auch das erste Weh der ersten Liebe, einer Liebe, die mit nicht minderer Kraft aus dem glänzenden Auge des blassen Kriegers zu leuchten schien?

Man verließ die Festung.

Am Fuße des Berges hielten Wagen, bei ihnen stand der Geigenfritz.

Er führte den jungen Grafen sofort auf die Seite.

Herr Eduard, lassen Sie uns eilen, damit wir

über die Gränze kommen. Jenseits sind wir sicher, hier kann der Böse noch immer sein Spiel treiben. Solch ein Stückchen von Revolution kommt rasch und verfliegt rasch und ich traue dem Worte der Fürsten nicht. Die Nachricht von der Revolution ist schon bis hierher gedrungen. — Wie leicht kann auch ein Befehl anlangen, der die Befreiten wieder zurückbringen soll.

Du hast Recht, wir wollen eilen.

Noch eins, Herr Eduard, in einem elenden Wagen kamen so eben der Herr von Eilenthal und die Frau von Horberg vorbei gejagt. Das Volk scheint sie also doch noch gefordert zu haben.

Schweig davon gegen unsere Begleitung.

Sie kehrten zu den Wagen zurück, stiegen ein und fuhren rasch der nahen Gränze zu. —

Dicht jenseits der Gränze, einige hundert Schritte von der Landstraße entfernt, lag ein stattlicher Bauernhof. Dorthin wies der Geigenfritz, der auf dem Bocke eines der Wagen saß, die Kutscher.

Sie werden dort, sagte er in den Wagen hinein, Gepäck für die Weiterreise und einige Freunde finden.

Aus dem Bauernhause kamen ihnen die Frau Vorhöff mit ihrem Knaben an der Hand und der Herr Schrader entgegen.

Das Wiedersehen der Gatten war ein seliges.

Alle fanden erst hier, in der vollen, sicheren Freiheit sich eigentlich wieder, der Graf Eduard und seine Gattin; der alte Graf Arnstein und die Beiden, Vorhöff und seine Gattin und sein Kind; Horberg und Schrader.

Anna, die muthige, die aufopfernde, die liebende Anna, stand im ersten Augenblicke allein. Es schmerzte sie nicht; fand sie doch Glück und Befriedigung in sich selbst. Sie überließ die Glücklichen ihrem Glücke, um mit ihrem Glücke allein zu sein, sie trat hinaus in das Freie, in die klare, frische Morgenluft.

Sie setzte sich auf eine Bank und träumte und wie sie träumte, wurde sie immer glücklicher und wie sie glücklicher wurde, flossen ihre Thränen.

Die Bäuerin trat zu ihr hinaus, eine schöne, kräftige Gestalt, Ernst und Milde im Gesichte. Sie sah das Mädchen weinen. Kannten die Augen der starken Frau vielleicht nur Thränen des Schmerzes?

Sie allein weinen? sagte sie theilnahmvoll. Fassen Sie Vertrauen zu Gott, er verläßt die nicht, die auf ihn vertrauen. Auch ich habe schwere Tage gesehen. Noch vor wenigen Monden wurde ich mit den Meinigen aus dem Hause vertrieben, in dem meine Voreltern seit Hunderten von Jahren gelebt hatten. Mit der Hülfe Gottes und braver Menschen

haben wir uns hier eine neue Heimath erworben. Wir vertrauten auf Gott.

O, sagte Anna, das Herz ist mir schwer, aber glücklich, ich weine aus Freude!

Ein bestaubter Wagen fuhr mit dem angestrengtesten Galopp der Pferde auf den Hof zu. Hinter ihn, von der Landstraße her, tönte wildes Geschrei, das näher kam.

Der Wagen hielt vor dem Hause. Ein Herr und eine Dame stiegen eilends aus und stürzten auf die Frau und das Mädchen zu.

Retten Sie uns! rief der Herr, wir werden verfolgt, retten Sie uns vor Mißhandlung!

Die Bäuerin war bleich geworden und es schien, als wenn sie leise zitterte.

Mit ruhiger Stimme sagte sie:

Kommen Sie, Herr Regierungsrath von Eilenthal! Mein neues Haus soll Sie schützen.

Der Minister von Eilenthal sah mit einem Blicke der eigenen inneren Vernichtung in das klare Auge der Frau.

Frau Oberhage! rief er aus.

Folgen Sie der Frau Oberhage! erwiederte die Frau.

Anna sprang vor. Auch Anna Hammer war

bleich geworden, bleicher als die Bäuerin, und zitterte heftiger.

Nicht zu den Anderen! rief sie, stören Sie nicht das Glück der Glücklichen.

Ein wilder, lärmender Haufen war auf den Hof gedrungen.

Was wollen sie bei uns? Aus ihrem Lande hat man sie verjagt. Wir wollen sie nicht dulden, wir haben schlechte Minister und niederträchtige Herren im eigenen Lande. Fort mit ihnen. Zurück über die Gränze! Es lebe die Revolution!

So schrien tobende Stimmen durch einander.

Der Minister stand vor der Frau, die stehen geblieben war.

Die Dame ergriff die Hand Annas.

Retten Sie! flehte sie.

Einst hielt sich diese Hand zu gut, mich nur von sich zu stoßen; Sie stießen mich mit dem Fuße!

Die Worte schwebten Anna Hammer auf den Lippen, sie unterdrückte sie großmüthig.

Kommen Sie, Frau von Horberg! sagte sie, indem sie die dargereichte Hand nahm.

Die Frau von Horberg sah das Mädchen scharf an, dann stutzte sie, dann verhüllte sie ihr Gesicht.

Erkannte sie das Kind wieder, daß sie einst mit den Füßen von sich gestoßen hatte?

Die Bäuerin und das Mädchen führten die Flüchtlinge in das Haus.

Geigenfritz hatte schon eine Weile vor der Thür gestanden.

Er hielt den andringenden Haufen zurück. Geht nach Hause, Ihr Leute, sagte er, und legt Euch schlafen. Die Ihr verfolgt, sind zu schlecht für Eure Verfolgung, und Ihr seid zu schlecht für eine Revolution.

Pah! setzte er für sich hinzu, Was will der Deutsche überhaupt mit einer Revolution? Der gutmüthige Narr! —

Nach Jahr und Tag las man in den öffentlichen Blättern des Landes ein gerichtliches Erkenntniß, durch welches die Ehe des vormaligen Rittmeisters Freiherrn von Horberg und Josephine geboren von Beaupré rechtskräftig getrennt worden war.

Sechs Monate später las man aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Anzeige, durch welche Herrmann Horberg und Anna Hammer Verwandten und Freunde ihre eheliche Verbindung mittheilten.

Ende

Druck von Friedrich Klöppel in Eisleben.

Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

Anna Hammer ein Roman der Gegenwart in drei Bänden

Bd.: 3

Eisleben 1850